

Lehrer: „Also, wenn Sie schon mit fremdem Kalbe pflügen, dann denken Sie doch wenigstens immer daran, daß das Kalb vom Ochsen kommt...“

Lehrer: „Na, nun spielen Sie mal Efeu an der Eiche Ihrer Grammatik.“

Lehrer: „Meine Herren, Sie sind hier nicht bei den Catchern am Zoo. Hier gibt es nicht die Regel: Quatsch as quatsch can.“

Lehrer (zur unaufmerksamen Klasse): „Macht Ihr mich zum Grammophon, mach' ich Euch zur Schreibmaschine.“

Lehrer (zur laut protestierenden Klasse): „Herrschaften, hier entscheidet nicht der Kehlkopf, sondern der Kopf!“

Mathematikstunde (Schülerin in verzweifelter Lage an der Tafel):

Lehrer: „Noch ist es zu früh zum Verblöden. Eure Verblödung wächst umgekehrt proportional zum Quadrat der Annäherung an das Abitur.“

Philosophiestunde: „Descartes hat gesagt: ‚Cogito, ergo sum!‘ Dieser Satz ist aber nicht in jedem Falle umkehrbar!“

Feststellung eines Lehrers: „Die Arndt-Schule ist ein furchtbar verbrabbeltes Institut.“

### Meine Schulbank

Ein Mühlenspiel, ein Herz mit Inhalt,  
scheinbar sinnlose Linien aller Art,  
hier steht fein getrieben: „Ich verblöde bald“,  
dort „Stumpfsinn“, oben eine Kerbe ausgepart.

Ecken mit Messers Schneide zierlich nachgerundet,  
(die Arbeit von zwei Englischstunden!)  
rechts zum Nachbar hin ein Guckloch, fein verspundet,  
und Schnitzer, die aussehen wie kleine Wunden.

Das ist meine so vielgedrückte Bank,  
auf der ich wachend, spielend, schlafend,  
manchmal sogar denkend, stundenlang  
die Zeit verstreichen lasse, Wissen raffend.

Doch da kommen eines Tages Ordnungsnarren  
mit Ritt und Pinzel, Leute ohne Sinn für Phantasei,  
die zerstören herzlos alle Schmarren,  
überschmierern Träume mir mit schwarzem Farbenbrei!

Aber Herzloses hat noch nie viel vermocht:  
Neulich seh' ich, daß der schwarze Farbenbrei  
langsam schwindet, und mein Herz pocht  
beim Ahnen der wiederkehrenden Träumerei.

D. S.

(aus „Der Querschnitt“, März 1954, Schülerzeitung der Arndt-Schule)

Und so der Schule Glück und Segen für die nächsten 50 Jahre!

Der Herausgeber



Postcheckkonten: Dr. Curt Liebmann (Sonderkonto), Berlin-Dahlem, Nr. 462 60 Berlin-West  
Freunde des Arndt-Gymnasiums, Berlin-Dahlem, Nr. 993 44 Berlin-West.  
Manuskripte an den Herausgeber/Direktor a. D. Dr. Wachsmuth, Königin-Luise-Straße 85.

### Jubiläumnummer

#### Fünfzig Jahre Arndt-Gymnasium und Schülerheim der Richtersehen-Stiftung

Die Festschrift der Schule trägt diesen Titel zwar nicht, aber die „Dahlemer Blätter“ dürfen sich seiner bedienen. Ihnen steht es zu. Haben sie doch von 1921 an — abgesehen von den Jahren des Schweigens 1945–1949 — immer von beiden Institutionen berichtet, was jeweils mitzuteilen war. Auch beweist vieles vom Inhalt dieses Heftes, wie unzertrennbar sie in der Zeit von 1908–1945 gewesen sind.

Der Inhalt? Er wird diesmal fast nur von den Alten Arndtern bestritten. Bloß der Herausgeber redet noch ein bißchen mit, was sich aber aus seinem Amt ergibt. Die Beiträge sind durch unsere Aufforderung zur Mitarbeit in der letzten Nummer der „Dahlemer Blätter“ veranlaßt worden. Es sind so viele eingegangen, daß eine Jubiläumnummer von verschwenderischem Reichtum des Inhalts entstanden ist. Keine mit abgequälten Danksgungen, die bei einer solchen Gelegenheit gleichsam nach Maß und auf Bestellung geliefert werden. Mit jedem Beitrag wird ein neuer Ton angeschlagen im Register der Erinnerungen, und aus der Fülle des persönlichen Vielklanges entsteht ganz von selbst auch ein Bild der Sache, nämlich der beiden Institutionen. Hier wird im wahren Wortsinne „aus der Schule geplaudert“.

Fünfzig Jahre sind auch ein Zeitraum, der auf seiner ganzen Strecke, wenn man Glück hat, noch durch die Stimmen lebender Zeugen bestätigt werden kann. Bei den späteren Jubiläen ist das nicht mehr möglich. Und wir hatten Glück. Sowohl Schüler aus dem Anfangsjahr 1908 melden sich hier noch zu Wort wie auch die letzten Jahrgänge der Abiturienten.

## So fing es an . . .

Von Dr. Walter Mindt (Abi. 1913)\*

1907 begann es sich in Dahlem herumzusprechen: „Im nächsten Jahr bekommen wir ein Gymnasium; der Direktor ist schon da!“

Mein Vater, der mich für die Obertertia anmeldete, hatte zunächst kein Glück: „Für diese Klasse“, sagte Professor K r e m m e r, „liegen nur drei Anmeldungen vor. Ja — wenn Sie mir noch ein paar dazu bringen, mag es vielleicht gehen . . .“ Vater ging in Dahlem und Nachbarschaft auf Jagd, brachte tatsächlich etwa ein halbes Duzend Obertertianer zusammen; von außerhalb wurden glücklicherweise auch noch einige angemeldet.

So begann denn Ostern 1908 der Schulbetrieb mit den Klassen IV bis O III — zusammen rund hundert „Grümmühen“, von denen etwa die Hälfte „heimlich“, die andere „unheimlich“ war. Aber ein Jahr waren wir zunächst Gäste im Hause der Volksschule in der Lansstraße, bis im Sommer 1909 das neue eigene Gebäude fertig war.

Wir spürten bald, daß hier draußen „auf dem Land“ — ganz Dahlem zählte 1908 wohl noch keine hundert Häuser — ein frischerer Wind wehte als in den „alteingefahrenen“ Gymnasien, die wir vorher besucht hatten: man räumte uns merklich größere Freiheiten ein! Daß dafür stärker an unser eigenes Verantwortungsgesühl appelliert wurde, störte uns — sofern wir es überhaupt bemußt merkten — nicht.

Das Staunen begann, als zum ersten Male die Pausenglocke läutete. Vergebens warteten wir darauf, „klassenweise geschlossen“ hinuntergeführt zu werden; es hieß ganz einfach: „Nun geht auf den Hof!“ Und unten durften wir ungezwungen herumtollen: kein Marsch in Vierergruppen um den ganzen Schulhof herum, voran die kleinen Sertaner, dann die Quinta und so fort! Und wer mal „mußte“, brauchte nicht den „aufsicht habenden“ Lehrer beim Verzehren seines Frühstücksbrotes zu stören: „Herr Professor, darf ich mal?“

Oder das Turnen! — Die Halle mit ihren Geräten wurde nur benutzt, wenn Regen oder Kälte dazu zwangen, und die wenig beliebten Freiübungen traten ganz zurück. Statt dessen wurde im Freien Schlagball oder Fußball gespielt — und in beiden Tertian gab der „Direx“ diesen Unterricht selbst! Nicht etwa so, daß er die Spiele leitete — nein, er spielte mit; schlug und fing den Ball wie wir und rannte mit uns um die Wette! Selbst als ihm einmal die Schlagfelle die Nase blutig schlug und den Klemmer zertrümmerte, spielte er weiter. — Zusätzlich stieg an jedem Tage, wenn das Wetter es nur irgend zuließ, nach der zweiten oder dritten Unterrichtsstunde noch ein Dauerlauf in den Brunwald: 15 Minuten hin, 10 Minuten Pause, 15 Minuten zurück, und auch hierbei machte der Direx — als einziger Lehrer — mit: bald schneller, bald langsamer neben der Kolonne herlaufend, gab er acht, daß niemand sich übernahm und keiner sich drückte. —

Auch im Klassenunterricht gab es manche Überraschungen:

Von den früheren Schulen waren wir eine „gleitende Sitzordnung“ gewohnt: auf dem linken Eckplatz der hintersten Bank saß der „Primus“, neben ihm der „Secundus“, dann der Dritt-Beste und so fort bis zum „Ultimus“ auf dem rechten Eckplatz der vordersten Bank. Wehe, wenn da einer versagte: mitten in der Stunde mußte er seine Sachen zusammenpacken und sich z. B. vom sechsten

\* Der Verfasser ist Direktor einer Berufsschule in Berlin.

Wir haben auch einige Bildbeigaben beigelegt. Von der Sorge um die Mehrkosten wurden wir durch eine großzügige Spende befreit. Die Auswahl der Bilder hat der Zufall des Angebots bestimmt. Aber hier war der Zufall nichts Beiläufiges, sondern bedeutsam und ehrwürdig. Jedes Bild spricht mit seinen Personen einen Kreis von Erinnerungsträgern an und weckt selbst Erinnerungen, und mancher der Abgebildeten tritt noch einmal in die Erscheinung, obwohl er nicht mehr lebt. So sind die Bilder ein echter Beitrag zum Gedächtnischarakter, wie er zum Wesen eines Jubiläums gehört.

Mit dem letzten Beitrag „Dahlemer Rathederblüten“ haben wir der Festnummer mit Bedacht einen heiteren Ausklang gegeben. Schule ist zwar eine ernste Sache, aber gerade deswegen wäre sie unerträglich und jugendverkümmern, wenn sie des Frohsinns und des geistigen Übermuts entbehrte. Wo man froh ist, ist die Liebe in der Nähe, und was wäre die Pädagogik ohne sie.

Weiteren Gemütes bekennen wir auch, mit den Kosten dieser umfangreichen Extranummer die vorgesehenen Etatmittel weit überschritten zu haben. Als unser treuer Dr. Liebmann von der Überraschung erfuhr, antwortete er mit dem klassischen Satz aller echten Rassenhüter: „Wie sollen wir das bezahlen!“ Nun, wir haben die Gedenktafel seinerzeit geschafft, jetzt sogar die Orgel und auch sonst noch einiges; wir werden wohl auch das zustande bringen und hoffen bei einigen Lesern auf ökonomischen Sonderdank. Denn fünfzig Jahre — sie runden sich doch nur einmal!

Wir grüßen alle Altan Arndter herzlich und gedenken auch derer, die verstorben sind. Wenn am 12. September die Orgel in der Aula zum erstenmal ertönt, trägt sie den Dank an die Spender hinaus, und sie ehrt ein fünfzigjähriges Zusammenwirken von Alt und Jung, das wechselweise aus Geben und Empfangen bestand.

Die Beiträge der Festnummer sind in der Folge abgedruckt:

	Seite
Dr. Walter Mindt: So fing es an . . . . .	3
Dr. Eugen Frbr. von Massenbach: Dahlem im Jahre 1908 . . . . .	5
Wolfgang Curtius: Erinnerungen von 1921—1928 und darüber hinaus	7
Heinrich I. Prinz Reuß: Wie ein Arndter seine Schule erlebte . . . . .	9
Dr. Hans Otto Weisner: Verspätete Heimkehr . . . . .	14
Dr. Beheim Schwarzbach: Später Gruß ans Kollegium von einst . . . . .	17
Dr. W. P. Kraemer: Alt-Dahlem — nervenärztlich gesehen . . . . .	19
Klaus Curtius: Bekenntnis zur humanistischen Erziehung . . . . .	21
Helmuth Schwab: Alte Ideale in einer veränderten Welt . . . . .	23
Helmuth Becker: Freiheit und Gebundenheit der Volkshochschule . . . . .	24
Dr. Wa.: Hans Hartmann zum Gedächtnis . . . . .	26
Dr. Wa.: Der Leiter der Missionschule am Kilimandscharo . . . . .	29
Hauke Jessen: Schüleranteil am Schulregiment . . . . .	30
Dr. Wolfgang Fribe: Vom alten LB. . . . .	32
Ulrich Rothe: Ein Ruderer-Brief aus Hongkong . . . . .	34
Hubertus D. Spindler: Brief aus Nicaragua . . . . .	36
Dr. Wa.: Dahlemer Rathederblüten . . . . .	41

Platz auf den vierzehnten setzen, während Nummer 7 bis 14 schadenfroh je einen Platz hinaufrückten. Daheim ging dann beim Mittagessen das Theater weiter: „Ich bin heute in Latein acht Plätze runtergekommen...!“ In Dahlem gab es so etwas von Anfang an nicht.

Und dann die Sache mit den Hausarbeiten! — Eines Tages wurde verkündet: „Es kann ja mal vorkommen, daß jemand seine Hausaufgaben nicht gemacht hat. Das ist nicht weiter schlimm, wenn er es gleich bei Beginn der Stunde meldet; er wird dann nicht gefragt! Nachholen muß er das Versäumte selbstverständlich.“ Es dauerte einige Zeit, bis einige den Mut fanden, die Probe aufs Exempel zu machen: sie ging auf! — Das zu wissen, genügte uns; künftig machten wir von dieser Freiheit nur in wirklich begründeten Fällen Gebrauch.

Freiwilliges Bekennen sollte auch bei „Streichen“ Straffreiheit sichern — für uns etwas ganz unerhört Neues! Bei der ersten „Untat“ — Karbid im Spucknapf, das einen herrlichen Gestank verbreitete — glaubten wir noch nicht an die Zusage. Der Mangel an Vertrauen bekam uns schlecht: es gab einen Mordstrach! Später — bei den Plastikugeln, die so schön an der Decke kleben blieben, bis sie nach einigen Tagen mitten im Unterricht herabfielen, bei den Knallfröschen usw. — meldeten sich die Übeltäter rechtzeitig und kamen tatsächlich mit einer gemäßigten Standpauke davon. —

Die Seele vom Ganzen war der „Direx“<sup>““</sup>, Prof. K r e m m e r — wie an allen Schulen üblich auch der „Alte“ genannt, obwohl er 1908 für einen Gymnasialdirektor jener Zeit noch recht jung war und sich sein junges Herz auch noch jahrzehntelang bewahrt hat. „Vorwärts!“ war sein Lieblingswort; bei jeder Gelegenheit dröhnte es aufmunternd durchs Haus.

„Aufmuntern“ war überhaupt seine Spezialität. Einmal erschien er mitten in der Religionsstunde: „Entschuldigen Sie die Störung, Herr Kollege! Nur ein kleines Zwischenspiel!“ Dabei teilte er auch schon an jeden einen Bogen Papier aus: „Schreibt mal schnell einen kurzen Aufsatz: Abfahrt eines D-Zuges vom Potsdamer Bahnhof! Zeit: 15 Minuten!“ — Auch der Lateinlehrer machte ein etwas verdutztes Gesicht, als der Alte eines Tages während der Ovid-Lektüre mit einem Stapel Kursbücher auftrug und jedem eins zuwarf: „Es ist jetzt halb zwölf! Wer findet als erster die schnellste Verbindung nach X?“ Den Namen des Ortes habe ich vergessen; es handelte sich um irgendein Nest in der Eifel, das über verschiedene Strecken zu erreichen war, aber immer nur nach mehrfachem Umsteigen. —

Prof. K r e m m e r war Sohn eines Missionars in Indien. Kein Wunder, daß er eine besondere Vorliebe für „Andachten“ hatte! Die Wochenanfangs- und Wochenschlußandachten selbst zu halten, ließ er sich selten nehmen. (Seine Kollegen gönnten ihm diese Freude sichtlich gern!) — Er legte nie ein Bibelwort zugrunde, sondern ging von irgendeinem mehr oder minder belanglosen Tagesgeschehen aus, von dem er dann auf den „religiösen“ Teil überleitete. Da er sich gar nicht oder doch nur in kurzen Stichworten vorzubereiten pflegte, kam es gelegentlich zu recht „originellen“ Ansprachen. Unvergessen bleibt seine „Boonerkamp-Andacht“: „Liebe Schüler! Jedesmal, wenn ich mit der Wannseebahn fahre, fällt mein Blick auf ein Schild mit den Worten ‚Semper idem!‘“ (Ruckartig senkten sich alle Köpfe — die meisten hinter vorgehaltener Hand.) „Ja, immer derselbe sein! Immer sich selbst treu bleiben — das ist es, was not tut! So heißt es mit Recht in der Bergpredigt: ...“. Die Stimmung, in der Lehrer und Schüler die Aula verließen, deutete nicht gerade auf große „innere Erbauung“ hin.

Ja — und dann noch eine „Spezialität“: sein „Räusperrn“! Gewaltig drang es jedesmal durch die geschlossenen Klassentüren von mindestens zwei Stockwerken, wenn er über die Treppen oder Flure ging. — Aber merkwürdig: in seinen Unterrichtsstunden tat er es nie, ebensowenig — ich hatte in späteren Jahren oft Gelegenheit, dies zu beobachten — in seinem Amtszimmer, in seiner Wohnung oder sonst irgendwo. So kann dieses Räusperrn kaum eine nervöse (Zigarren-bedingte!) Angewohnheit gewesen sein, wie allgemein angenommen wurde; ich glaube heute, er wollte immer nur „Voralarm“ geben: „Der Alte ist im Anmarsch!“ — eine rücksichtsvolle Geste gegenüber seinen Kollegen, die durchaus seinem gütig-vornehmen Wesen entsprochen hätte. —

Arndt-Gymnasium und Schülerheim entwickelten sich rasch; schon nach wenigen Jahren liefen zu den Anfangsklassen Parallelzüge. Das Landwirtschaftsministerium (bzw. die ihm unterstehende „Kommission zur Aufteilung der königlichen Domäne Dahlem) als „Patronatsherr“ der Schule war nicht kleinlich; aber auch die Elternschaft half viel bei der Ausstattung über den „etatmäßigen Rahmen“ hinaus: wir bekamen die Orgel, die Schwimmanstalt im Grunewaldsee, einige zusätzliche Sportboote auf dem Wannsee und das „Heidehaus“ am Strausberger See — Vorläufer seines späteren Namensvetters am Lehniner Klostersee. Viel Freude verdankten wir dem allem! —

Ostern 1910 stieg das erste „Einjährige“, im Februar 1913 das erste Abitur. Beide Examina „langten uns“, denn es bestand die Vorschrift, daß an jeder neuen Schule bei der ersten Abschlußprüfung, von deren Ausfall die behördliche „Anerkennung“ abhängig gemacht wurde, alle Teilnehmer in sämtlichen Fächern schriftlich und mündlich geprüft werden mußten; „Befreiungen“ durften erst bei den späteren Prüfungen gewährt werden. — Nun, wir neun Mann, die 1913 in die Reifeprüfung gingen, bestanden sie trotzdem alle. —

Gar manches ließe sich noch berichten — vor allem Erinnerungen mit „persönlicher“ Note; denn es gab ja nicht nur einen „Direx“, sondern auch einen Stab von Lehrern, die es alle „in sich hatten“! Unvergessen auch unser getreuer Schuldienner H e r p e l und seine Frau („Fraupel“), die in den Pausen Milch, Limonade und so lecker belegte Brötchen verkaufte und — nach einem strikten Hausverbot für Alkohol jeder Art — das Frühstücksfloaschenbier für die Lehrer unter der Tarnbezeichnung „Lehrermilch“ weitervertrieb.

Aber der Raum, der zur Verfügung steht, ist ausgefüllt. So muß ich mich auf das zusammenfassende Bekenntnis beschränken: wir haben uns auf dem Arndt-Gymnasium von Anfang an wohl gefühlt, und unser Dankgefühl gegenüber allen diesen prächtigen Menschen, die unser Wesen und Wissen geformt haben, ist nie erloschen.

## Dahlem im Jahre 1908

von Dr. Eugen Freiherr von Massenbach (Abi. 1914)

Fünfzig Jahre sind nun vergangen, seitdem wir ersten Schüler des Arndt-Gymnasiums nach Dahlem kamen. Da wird es vielleicht die jüngeren und jüngsten Generationen interessieren, etwas zu erfahren, wie wir es damals vorfanden, welche Atmosphäre uns Jungen seinerzeit umfing.

Nun, um es vorwegzunehmen, es war eine durchaus ländliche Umgebung, und das fand seinen Ausdruck auch in der offiziellen Schülerbezeichnung: Wir waren königlich-preussische d o m ä n e n s i s k a l i s c h e Quartaner oder Tertianer.

Wenn man damals das Arndt-Gymnasium erreichen wollte, so mußte man von Steglitz aus die „Wüstenbahn“ benutzen, uralte Wagen einer privaten

Trambahn-Gesellschaft, und dieses Bähnle fuhr von der Dahlemer Kirche ab tatsächlich durch einen richtigen Sandweg, neben dem ein festerer Feldweg lief. Kam man aus dem Gutsdorf Dahlem heraus, wo es immer sehr nach Landwirtschaft roch, so war weder rechts noch links ein Haus, natürlich auch keine Gertrudenschule, sondern der erste Bau war die Dienstvilla des damaligen Direktors, Prof. Kremmer. Die Kronprinzenallee vom Roseneck aus bis Zehlendorf — heute heißt sie wohl Clayallee — war ein reiner Sandweg, nur für Reiter geeignet, und auch dort stand kein Haus außer der Försterei am Zehlendorfer Ausgang. Natürlich gab es auch keine Gelfertstraße. Wo sie heute verläuft, grenzte der bis Zehlendorf langgestreckte Kiefernwald an ein riesiges Getreidefeld. Von diesem Getreidefeld — die U-Bahn über Dahlem-Dorf hinaus wurde erst Jahre später gebaut — war unsere Spielwiese von zwei Seiten umgeben, und nur die Moräneneinschnitte, die heute zu den Parkanlagen am Schwarzen Grund ausgebaut sind, waren ausgespart von Getreidebestellung. Herrlich war es für uns Jungen, uns auf Schlängelspfaden durch dieses Getreidemeer zu winden und in diesen Moränenlöchern, die wie verschwiegene Inseln für Erwachsene unerreichbar waren, unserm jugendlichen, damals schon von Karl May belebten Abenteuerdrang freien Lauf zu lassen.

Und wir ersten Arndt-Gymnasiasten mit unseren grünen Schülermützen, die mit seitlichem Stern und dickerer oder dünnerer Goldlitze die Klassenunterschiede erkennen ließen, wir gingen anfangs gar nicht ins Arndt-Gymnasium, denn das war noch im Bau. So mußten wir auf die Volksschule im Dorf Dahlem gehen. Mein eindringlichstes Erlebnis dort war ein Volksschüler, der Maikäfer — man muß schon sagen — fraß und mich mit dem Hinweis, es schmecke nußähnlich, auch dazu ermuntern wollte. Wie es unter Buben nicht anders sein konnte, gab es zwischen uns und den Volksschülern tüchtige Keilereien. Sie setzten sich sogar auf dem Nachhausewege fort, und einmal kam eine Landarbeitermutter mit dem Besen ihrem Sprößling gegen mich zur Hilfe. Wir waren eben rechte Lauser, und es mußten erst einige Jahre hingehen, bis wir älter und gesitteter wurden und damit Angriffsobjekt einer der bekanntesten satirischen Zeitschriften, die unter der Überschrift: „Feu-Dahlem“ einen lässig, im Sofa sich räkelnden blasferten Jungen zeigte, der einem devoten Lakaien ein Schulbuch hinwirft mit der Bemerkung: „Hier, Jean, lerne er meine Vokabeln.“

Im nächsten Jahre konnten wir unser neues Gymnasium beziehen, in dem auch Heimschüler wohnten, da die drei damals vorhandenen Häuser Zollern, Staufen und Zähringen nicht ausreichten. Die gewölbte Decke der Aula war an vielen Drähten aufgehängt, über die darüber auf dem Boden schmale Gänge führten, erreichbar über geheimnisvolle Treppen, die hinter der Empore mündeten und weiter bis zur Turnhalle gingen. Natürlich war das Betreten des Bodenraumes verboten, aber das steigerte für uns Buben nur den Reiz, unsere Spiele in diese Sphäre auszudehnen. Da es weder Kino noch Radio gab und Berlin noch weit weg war, so wurde unsere ländliche Jungenatmosphäre von den Ereignissen der Außenwelt kaum berührt, zumal das Kaiserliche Deutschland als Weltmacht unerschütterlich dazustehen schien. Diese Jugendjahre in Dahlem im Arndt-Gymnasium scheinen einem — heute nach 50 Jahren, und was für inhaltsschweren Jahren — wie eine Insel der Seligen.

Denn ungestört konnten die erdhaften Kräfte der herben märkischen Landschaft einem in der Stille der Natur zufließen und sich konfliktlos in uns verbinden mit den Idealen humanistischer Bildung, wie sie uns von einer besonders ausgewählten Lehrerschaft vermittelt wurde.

Wir, besonders wir ältesten Arndter, haben viel durchmachen müssen in den folgenden Jahrzehnten, wir waren vielfachem Wandel unterzogen, aber das Fundament, das damals vor 50 Jahren landschaftliche Atmosphäre und Schule in uns gelegt haben, hat sich — und ich glaube, hier für die Mehrzahl meiner Mitschüler, auch der vielen Gefallenen, sprechen zu dürfen — bewährt in allen Stürmen.

Wenn nun auch Dahlem jetzt ein moderner Villenvorort geworden ist, Straßenverkehr, Radio, Fernsehen und Kino Euch, die jüngsten Generationen der Arndter, mit der Außenwelt enger verbinden, wenn Euch — besonders in Berlin — der gefährliche Zustand eines Zwiegeteilten, ohnmächtigen Deutschland immer drohend umgibt, so hoffe ich doch, daß die erdhaften Kräfte, die wir noch so reich aufnehmen durften, daß die humanistischen Ideale, von denen unser Arndt-Gymnasium seit 1908 getragen war, auch Eure Jugendzeit wesentlich zu prägen vermögen.

Denn niemals ist man näher an den Quellen des Lebens als in den Kinderjahren, niemals fühlt, erlebt, brennt man stärker als in jenen Jahren des Werdens und Wachsens. Alles Edle der späteren Jahre strömt einem aus dem Vorgefühl der Knabenerlebnisse zu!

## Erinnerungen von 1921 bis 1928 und darüber hinaus von Wolfgang Curtius (Abi. 1928)\*

Als meine Eltern nach Berlin in die Peter-Lenné-Straße zogen, war Dahlem noch mehr Domäne als Villenvorort. Der Weg zur Schule führte an Feldern vorbei, das Arndt-Gymnasium stand inmitten von Aekern, und im Grunewald konnte man noch Damwildrudeln begegnen. Einmal habe ich sogar eine Blauracke gesehen.

Aber nur die Umgebung war ländlich. Die Einführung in die feineren Sitten brachte für meinen Bruder und mich einige schmerzhaft Erfahrungen. Wir kamen aus Heidelberg, und dort hatte niemand dabei etwas gefunden, wenn wir in bunten Anzügen mit Knöpfhosen der humanistischen Bildung nachgingen. Meine Mutter wollte einfach nicht glauben, daß ein Schulbesuch in Dahlem nur mit Jacke, Hose, Hemd und Schlips möglich sei. Das Material dazu war damals auch knapp. Ein Ballen Hemdenstoff, den die Großmutter schenkte, war hochwillkommen, allerdings nicht lange; denn nach 14 Tagen mit den gleichfarbenen Hemden verlangte die Klasse stürmisch einen Hemdwechsel.

Feudahlem hieß es damals wohl im Berliner Volksmund, aber nicht so sehr wegen Mode und Eleganz. Auf unserer Schule waren drei Prinzen und eine stattliche Zahl von Grafen; aber ebensogut gehörten zu den Mitschülern auch die Söhne des Gewerkschaftsführers Stegerwald. Wir waren unterschiedslos gute Kameraden, und es war reiner Übermut, als ein homo novus, Heinz Herrmann mit Namen (der sich als der begabteste, aber in seltener Kombination auch unsolideste der Klasse entpuppen sollte), bei seinem Eintritt von Leo Graf Henckel von Donnersmard gefragt wurde, welchem Stande er angehöre.

Von den Lehrern, die in unserer Klasse unterrichtet haben, ist keiner mehr am Arndt-Gymnasium. An viele hat der Nachruf in den Dahlemer Blättern die Erinnerung ins Gedächtnis zurückgerufen, zuletzt an Herrn Wollenberg, die gute Knülle, unseren Lateinlehrer mit dem universellen Wissen des Humanisten, von

\* Der Verfasser ist als Bergwerksdirektor in Krefeld tätig.

dem wir uns in achtungsvoller Scheu zuraunten, daß er neben Einstein der einzige sei, der die Relativitätstheorie beherrsche. Vor ihm ging „Frettschen“-Gotthardt, der unsere mathematischen Arbeiten mit Stempelaufdrucken kommentierte. Einen Stempel gab es für „Anfönn“, einen anderen „fönnlos“, und wehe, wer den logischen Unterschied nicht wußte. — Ach, und Melcher! Sein Spitzname war „Pott“, mit einem „t“, weil es, wie mir mein Bruder mitteilte, eine Abkürzung für „puellae, otium, tabernae“ sei. Ich nahm das hin, ohne mir dabei etwas zu denken, denn die Vokabeln hatten wir im Lateinischen noch nicht gehabt. Auch später, mit fortschreitendem lateinischem und sonstigem Verständnis ist mir unerklärlich geblieben, welche Beziehung sie zu dem witzigen, von Einfällen sprudelnden Mann haben sollten, der uns mit Güte und Humor die Anfangsgründe des Griechischen beibrachte. Nur einmal habe ich es erlebt, daß er beides verlor. Das war, als es zu überlesen galt „ein Topf voll Wasser“ und es Schrader herausfuhr: „ein Pott voll“.

Das neue Ausflugsziel in der Nähe von Kloster Lehnin haben wir Abiturienten von 1928 nicht mehr kennengelernt. Wir hätten uns auch schwer von dem alten Heidehaus bei Strausberg trennen können. Einmal war dort anläßlich einer Feier die halbe Schule vereint. Von den wunderbaren Darbietungen ist mir noch eine treffliche Pantomime in Erinnerung. Sie hieß: Die Kapitulation von Sedan. Napoleon III. und Bismarck wurden als mechanische Puppen durch zwei Primaner dargestellt, der Degen als Symbol der Übergabe durch ein altes Taschenmesser.

Neben seiner Romantik lag der Reiz des Heidehauses in dem Tag schulfrei, den die Klassen für einen Besuch bekamen. Die Angehörigen des Chors hatten die gleiche Vergünstigung. Meine romantische Veranlagung trieb mich in den Chor. Aber der zusätzliche Heidehausbesuch war teuer erkauft. Unser Gesangslehrer Walk hatte sich — ausgerechnet — zum Einstudieren das Lied vom „schönen Wald, aufgebaut, so hoch dort droben“, vorgenommen. Selbstverständlich sangen wir alle „Walk“ statt „Wald“. Es war ein Martyrium. Wir wurden gebeten, beschworen, beschimpft und bestraft, aber ich erinnere mich nicht, daß wir den ersten Vers richtig schafften.

Von Runze möchte ich noch erzählen, der uns im Griechischen ins Abitur geleitete. Sein Spitzname war „Maschine“, wegen der merkwürdig ruckartigen Bewegungen von Arm und Bein bei sonst ruhig beherrschter, makelloser Haltung. Er wohnte in Steglitz. Den Weg legte er mit dem Fahrrad zurück, ohne Freilauf. Er stieg über den Sporn an dem Hinterrad mit Grandezza auf und fuhr die lange Entfernung bergauf, bergab, ohne Unterbrechung in völlig gleichmäßiger Bewegung der Beine und stoischer Ruhe des Oberkörpers. Seinen Unterricht begann er mit einem kurzen, scharf skandierten Gebet: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident, nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände. — Sezen! Amen! Bücher auf, Fenster auf! Tragen Sie den Zusammenhang vor!“ Daß ich „euonymos“, als es sich um den linken Flügel der Schlachtordnung handelte, mit „wohllautend“ übersezte, hat er nie vergessen; ich auch nicht.

Der Klassenlehrer der letzten Schuljahre war Christians, der Dichter des „wehenden Gottes“. Zu seiner Lesung aus eigenen Werken im Schumann-Saal waren noch Karten erhältlich. Die Klasse zögerte nicht, zuzugreifen. Der Inhalt der vorgetragenen Gedichte war lyrisch und zündete unmittelbar insofern, als sich unsere Aufmerksamkeit vorwiegend der Ziehschwester eines Mitschülers zuwandte, die ihren Bruder überredet hatte, ihr die Karte für den Abend zu überlassen. Sie war der Schwarm unserer Klasse und ging aufs Gertrauden-Lyzeum,

bei dem eine weise Schulleitung den Schluß des Unterrichts fünf Minuten nach dem Arndt-Gymnasium festgelegt hatte. So waren wir, klopfenden Herzens wegen des schnellen Laufs, rechtzeitig an der Ecke, wenn die jungen Damen aus dem „Gehege“ entlassen wurden.

Es geht wohl den meisten jungen Menschen so, daß sie gegen Ende der Schulzeit immer stärker von der Überzeugung durchdrungen werden, es sei schade um sie, wenn sie noch länger der wartenden Welt vorenthalten würden. Die Schule wird zu eng und die Opposition gegen sie groß. Erst nach vielen Jahren stellt sich mit der Erkenntnis dessen, was wir widerwillig oft und nur mit halbem Ohr und Herzen aufnahmen, auch das Verständnis und die Würdigung derjenigen ein, die uns jeden Tag mit neuem Idealismus Freude am Lernen und Wissen mitzuteilen suchten. Mir ging es nicht anders. Ich hatte im letzten Schuljahr eine wundervolle Reise als Austauschschüler nach den Vereinigten Staaten unternommen dürfen und kam als angehender Weltmann zurück. Als ich einen jüngeren Lehrer nur noch durch lässiges Anlegen eines Fingers an die Hutkrempe begrüßte, wurde ich zwar schnell in die raube Wirklichkeit zurückgerufen; es blieb aber der innere Widerstand. Das führte zum Eklat beim Abiturienten-Abschiedsfest. Wir inszenierten nach altem Brauch allerhand Lustig-sein-sollendes und Anzügliches. Ich war Conferencier und hatte mir als Hauptscherz ausgedacht, den „Alten“ etwas wegen seiner Andachtspredigten zu verulken. Also legte ich los: „Liebe Jungens, hm, hm, auf dem Lokus sind schon wieder die Birnen herausgeschraubt. Gott gebe, daß sich der Täter in der großen Pause bei mir melde.“ Da unterbrach Direktor Kremmer und sagte laut und vernehmlich aus dem überfüllten Saal heraus: „Solche Dinge gehören nicht hierher.“ Die Einsicht der eigenen Hybris war unmittelbar. Nun hatte ich das Abitur bestanden, die Abschiedsfeier aber nicht. Ich habe mich furchtbar geschämt, und ein bißchen tue ich es auch jetzt noch. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß ich in regelmäßigen Abständen immer wieder träume, ich wäre nochmal in Oberprima. Ich weiß dann, daß ich zwar das Abitur schon einmal gemacht habe, aber es hilft nichts, ich sitze in den zu kleinen Bänken und soll Griechisch überlesen oder eine Mathematikaufgabe lösen.

Und nun ist es wirklich soweit, nun muß ich für die Schule nochmal einen Aufsatz schreiben. Ob sich die Geister der Vergangenheit nun versöhnen lassen?

## Wie ein Arndter seine Schule erlebte

von Heinrich I. Prinz Reuß (Abi. 1930)\*

Handschriften haben für mich schon immer etwas Faszinierendes gehabt. Etwas so unerhört erregend Lebendiges.

Handschriften, die man kennt, haben eine Aura, und ihr Anblick allein erzeugt irgendwie Visionen, schon ehe man den Inhalt des Schreibens gelesen hat. Es gibt geliebte, gefürchtete, verehrte, gleichgültige und verhasste Handschriften.

Ein Brief kam an, und vor mir liegt die so unendlich vertraute Schrift.

Einstens leicht gefürchtet, wenn sie in leuchtendem Rot am Rande der griechischen Arbeit in knapperster Form den Beweis erbrachte, daß Homer mit dieser Stelle ganz etwas anderes gemeint hatte, als es sich in der durch Verzweiflung

\* Der Verfasser hat nach dem Kriege als Flüchtling einen Bauernhof in Westdeutschland bewirtschaftet. Er lebt heute als Verwalter der Besitzungen des Fürsten Bsenburg-Büdingen.

beflügelten Phantasie des Sekundaners geformt hatte, aber auch damals schon geliebt, wenn am Geburtstag, der in die Ferien fiel, regelmäßig aufs neue bewiesen wurde, daß man nicht der Internatszögling Nr. X war, sondern ein Haussohn, der von seinem Hausvater einen aus väterlicher Liebe geschriebenen Brief bekam.

Das Band dieser Briefe zieht sich nun durch volle 33 Jahre mit unverminderter Treue. Nicht immer hat der Haussohn es mit der gleichen Promptheit gedankt, ganz so, wie es auch oft zwischen wirklichen Kindern und Eltern der Fall ist. Der elterliche Teil wird immer der Gebende bleiben. Aber unbeirrt kamen die Briefe mit der geliebten und heute hochverehrten Schrift, und sie erfüllten immer aufs neue den Zweck, den der Schreiber — vielleicht unbewußt — mit ihnen verfolgte, sie knüpften von Jahr zu Jahr das Band fester, und sie ließen jedesmal leuchtender eine Vision entstehen, die, vor allem für den ehemaligen Heimler, in einem Wort auszudrücken ist: D a h l e m !

Der heutige Brief bringt eine Frage und die Bitte, darauf Antwort zu geben. Es ist mehr als nur eine Frage. Es wird Rechenschaft von mir verlangt. Rechenschaft über eine Zeit, deren Beginn 33 Jahre zurück liegt, die aber eine der entscheidendsten Epochen meines Lebens war.

Der Mann, der mir heute diese Frage stellt, Herr Dr. Liebmann, mein Hausvater, ist einer der wenigen Menschen, denen ich auch heute noch das Recht zubillige, jederzeit von mir Rede und Antwort zu verlangen. Er hat uns in den Jahren, in denen er die volle Verantwortung für uns trug, dazu erzogen, daß man stets bereit sein muß, vor sich selber und anderen über seine Handlungen Rechenschaft abzulegen. Ohne Floskeln, klar und vor allem wahrheitsgemäß.

„Wie alte Arndter ihre Schule erlebten?“

„Keine Frage mehr zum Thema? Schlagen Sie die Hefte auf!“

30 Jahre, eine Generation, wie weggewischt sind sie. Und — da ist er wieder, der vertraute Geruch, den man nie vergißt. Leicht nach Kreide, etwas nach Desinfektion und geölten Fußböden, etwas nach Menschen, halt nach „Penne“.

Als Vater von sechs Kindern habe ich inzwischen schon öfter den Geruch von anderen Schulen riechen müssen, aber unsere „Penne“, unser U. G., hatte seinen eigenen, kurz nach den Ferien gehafteten, sonst aber so unendlich vertrauten und geliebten Geruch.

Alles ist wieder so lebendig vor meinen Augen. Die alten Bänke, vernarbt von unzähligen Schnitzversuchen noch älterer Arndter, die violette Tinte — auch sie hat ihren Geruch — von Herpel aus Pulver und Wasser angerührt, und meist durch Papierfugeln völlig verstopfte Tintengläser, der Klassenschrank — weißt du noch, wie der darin montierte Wecker den jungen Referendar zur Verzweiflung brachte? — die grünen Wände, die scheußlichen Bogenlampen mit ihrem zischenden Geräusch wintertags in der ersten Stunde.

Und da tauchen sie alle wieder auf, Gesichter, Gesichter, Namen über Namen, eine Fülle von Menschen. Kameraden, Freunde, sogenannte Feinde, und nicht zuletzt der Lehrkörper, unsere „Pauker“! Gewiß, wir lieben den alten Ort, das Gymnasium, den Sportplatz, die Häuser des Schülerheims, sie alle zusammen sind für uns Dahlem, aber die vielen Menschen erst, mit denen wir in Berührung kamen, hatten den entscheidenden Einfluß. Nur in dem menschlichen Bereich, aus diesem lebendigsten Leben konnte sich das formen, was wir den Arndter Geist nannten und nennen. Und erst dieser Geist, geboren und geformt aus der Hingabe und Bereitschaft einer langen Reihe von Frauen und Männern in Schülerheim und Schule an eine hohe Aufgabe, nämlich der Erziehung der Jugend im Sinne des Humanismus ist es, der das Arndt-Gymnasium zu einem

Begriff machte und der uns alle mit dem „Prägestempel“ „Arndter“ versehen hat.

Ich war „Heimler“, und naturgemäß ist mein Erlebnis der Schule ganz vom Aspekt des Heimsehlers aus zu betrachten. Das heißt vom Standpunkt eines Kindes, das zugleich mit dem ersten Besuch einer öffentlichen Schule die Trennung vom Elternhaus erlebte. In ländlicher Einsamkeit als einziger Junge unter Mädchen, vom Hauslehrer unterrichtet, aufgewachsen, war es eine ungeheure Casur, auf allen Gebieten, als sich zum erstenmal das Tor des Arndt-Gymnasiums für mich öffnete.

Alles war fremd. Dahlem war die Fremde. Die Menschen samt und sonders waren Fremde. Und doch hat mich vom ersten Tage an dieses unbeschreibliche Fluidum, dieses Erlebnis der Gemeinschaft mit einer mir noch heute unfaßlichen Gewalt ergriffen. Das Gefühl „dazu zu gehören“ erfüllte mich mit einer köstlichen Intensität, und es hat mich über 33 Jahre lang nicht verlassen. Was dieses Phänomen hervorgerufen hat, vermag ich nicht zu definieren. Aber sicher ist, daß die offenen Herzen der beiden Menschen, mit denen es der neugebackene Arndter am meisten zu tun hatte, die Herzen seiner Hauseltern, mit daran den entscheidendsten Anteil hatten.

Es ist ein großer Unterschied, ob ein in Berlin lebender Junge einfach von der Volksschule in eine Sexta überwechselt und im übrigen im elterlichen Milieu bleibt, oder ob ein Landjunge, der nur zu Haus unterrichtet wurde, plötzlich nicht nur vor dem Problem, bei fremden Menschen wohnen zu müssen, steht, sondern sich auch plötzlich einer großen Klasse und einer Phalanx von lauter verschiedenen Lehrern gegenüber sieht.

Wer vermag zu ermessen, was in einem so kleinen Tertianer vorgeht, wenn er zum ersten Male im Leben in einer Aula sitzt und die erste Andacht miterlebt? Wenn er zum erstenmal sieht, wie „Pot“ mit kühnem Schwung das Bein über die Orgelbank schwingt, zum erstenmal den „Chef“ im langen schwarzen Rock das Podium besteigen und die Andacht halten sieht. Bang klopfte das Herz, als er sich so seinem Direktor das erstemal gegenüber sah, weit entfernt von dem Gedanken, daß er es noch miterleben wird, daß der Herr Direktor in den Ruhestand treten und sein Bild in der Aula aufgehängt werden wird, und daß er sein Abitur einmal im ersten Jahrgang des Nachfolgers machen wird. Wer kann sich vorstellen, welche teilweise auch bitteren Erfahrungen so ein Neuling machen muß, bis er auch das Zeremoniell der „Pause“ beherrscht, bis er weiß, wie man an den Alternen, die am Treppenabsatz als Aufsicht stehen, vorbeihuscht, ohne „eins verpaßt“ zu bekommen. Hunderte, ja Tausende von Malen, habe ich dann in fünf Jahren die Glocke schrillen hören, unzählige Andachten und Feiern in der Aula miterlebt — auch die berühmte, in der von Herpels Rabe die Rede war — bis zu jener letzten, in der man uns das Papier in die Hand drückte, das uns bescheinigte, daß wir „reif“ seien, das aber auch zugleich den Ausweisungsbefehl darstellte aus den glücklichsten Gefilden der Kindheit und Jugend.

Fünf Jahre sind eine lächerliche Zeitspanne, und heute versliegen sie in einem Handumdrehen. Fünf Jahre Gymnasium sind für den, der in ihnen die Stufenleiter bis zum Abiturienten erklimmen muß, eine lange Zeit. Mosaikartig zusammengesezt aus unzähligen kleinen Sorgen und Nöten, aber auch versehen mit den Glanzlichtern vieler kleiner und auch großer Freuden.

Die Klassen werden kleiner, Kameraden, die noch in Tertia mit einem waren, sind verschwunden, das Erlebnis der Oberstufe beginnt. Dieses Zusammenwachsen einer nicht zu großen Schar von Jünglingen zu einem Organismus, der auf alle Regungen und Gedankengänge seiner Lehrer eingespielt ist. Längst

ist aus dem kleinen neuen Heimschüler ein waschechter Arndt-Gymnasiast geworden.

Viele Lehrer haben wir gehabt, aber keiner ist aus meinem Gedächtnis geschwunden. Wie heute weiß ich noch, daß ich meine erste Stunde im Arndt-Gymnasium bei „Dankel Su“ in Latein hatte, und daß ich nicht viel wußte. Die letzte Frage nach fünf Jahren, die man mir stellte, war wiederum in Latein, im mündlichen Abitur. Diese stellte mir mein langjähriger Klassenlehrer, Herr Lüders, und ich glaube, daß er nicht weniger als ich dabei zitterte, denn er kannte ja seine Schäfchen so gut!

Neben aller Routinearbeit eines Gymnasiums, zu der für uns die Stempel des Herrn Dr. Gotthard genauso gehörten wie der Zeichensaal des Herrn Eichbaum, der uns nach so vielen munteren Zeichenstunden zwischen ausgestopften Tieren und Fragmenten von Töpfen dann Herberge für die letzte und schwerste Klausur wurde, der Chemiesaal, der Kartenraum mit dem beliebten Amt des Kartenholers, und — nicht zuletzt — die gute, alte Turnhalle, sind es so viele Höhepunkte und Erlebnisse, die nicht unbedingt in den „Lehrplan“ gehörten, die aber dadurch, daß man uns die Möglichkeit gab, sie zu erleben, wesentlich dazu beitrugen, Dahlem unauslöschlich in unseren Herzen zu verankern.

Wer das Glück hatte, bei Herrn Dr. Röhler und Herrn Dr. Christians Mitglied des Literarischen Vereins zu sein, weiß, was ich meine. Der Deutschunterricht bei „Krischan“ war, wie ich es heute beurteilen kann, weit über dem Durchschnitt eines üblichen Unterrichts. Noch heute weiß ich Verse von Klopstock und aus dem Faust auswendig, von denen er sagte, daß sie einfach zum eisernen Bestand eines Menschen mit geistigen Interessen gehörten. Ebenso brachte er uns mit der Moderne auf eine ganz prachtvolle Art und Weise in Berührung. Noch heute klopft mein Herz, wenn ich an die Theateraufführungen in der Aula denke, seine Regie, und unvergessen die Stunden, in denen er einen allein zu sich kommen ließ, um mit ihm die Rolle zu studieren, denn er war ein Meister der Sprache.

Daß man nicht nur die Absicht hatte, uns allein mit der Wissenschaft zu füttern, zeigte sich in einer vorbildlichen Möglichkeit, den Körper in fast allen sportlichen Disziplinen zu üben. Viele von uns, und gerade von den Heimlern, fanden hier ein reiches Feld der Betätigung und der gesunden Beschäftigung, die einen nicht auf andere dumme Ideen kommen ließ. Für mich ist eine der schönsten Erinnerungen an Dahlem der Schülerruderverein, und damit verbunden die Person seines unvergesslichen Protektors, des Herrn Dr. Edgar Richter, der der Bruder des Kurators des Schülerheims war. Wir Ruderer waren eine prachtvoll verschworene Gemeinschaft, in der eiserne Disziplin, bester sportlicher Geist und eine herrliche Kameradschaft herrschten. Bei absoluter Selbstverwaltung — es gab einen Vorsitzenden, Ruderwart und Rassenwart, sowie die Mitgliederversammlung — wurde der Korpsgeist im besten Sinne geprägt durch unseren „Edgar“, für den wir alle durchs Feuer gingen. Wie heute sehe ich unsere treuen alten Boote in ihren Gestellen im Bootshaus am Wannsee liegen, sehe unsere Stube mit den Spinden, die Flaggen, Zelte, Laternen, Kocher. „Ernst Moritz Arndt“, „Heinrich Seidel“, „Theodor Fontane“, „Walter Flex“ und wie sie alle hießen, auch in ihren Namen dokumentierte sich der Geist der Schule.

Hier wuchsen wir gesund heran, und oft habe ich jetzt noch betont, daß diese Stunden, in denen wir die Freizeit in der grünen Hose, mit dem A.G.D. auf der Brust, auf dem Wasser verbrachten, uns davon fernhielten, Dinge zu treiben, die für unser Alter vielleicht nicht so praktisch gewesen wären. Dankbar sollten wir

denen sein, die weise erkannten, daß man Jungen Gelegenheit geben muß zu einer Betätigung, die sie erfüllt und die zum Erlebnis wird.

Wenn der Wannsee unter Eis lag und wir in Zehlendorf im Rasten ruderten, kam alljährlich der Höhepunkt des Winters, der Ruderball! Keiner, der jemals oben auf den Pyramiden, die wir als Vorstellung bauten, mit der Flagge in der Hand gestanden hat, oder mit dem Säbel Fechtkünste produzierte, wird diese Feste vergessen können. Niemand wieder wird einer solche Nöte ausgestanden haben als damals, wenn er als Vorsitzender des Vereins auf die Bühne treten mußte und die Begrüßungsrede an die Damen und Gäste halten mußte. (Der Inhalt war meist von Generation zu Generation übernommen worden!)

Für diese Feste hatten wir eine Protektorin gewählt, und Frau Dr. Liebmann hat jahrelang ihre schützende Hand über diese Veranstaltung gehalten und ihre Erfahrungen mit leiser Stimme dirigierend weiter gegeben. Tombola und Brötchen, Bowlenauschank im Kartenraum, Tanz mit der weiblichen Jugend Dahlems, unvergessliches Kinderglück. Denn Kinder waren wir doch damals noch alle, auch wenn der Herr Studienrat uns auch schon mit „Sie“ anredete.

Nie vergessene Turnhalle! Wieviele Kämpfe haben wir in ihr ausgefochten. Falls sie noch existiert, wüßte ich wohl noch heute, welche Reckstange die beste war, an der man beim Heimwettkampf und bei schulischen Veranstaltungen um den Lorbeer rang.

Oftmals fahre ich noch heute nach dreißig Jahren im Schläfe auf, weil ich von ganz bestimmten Wettläufen in der  $4 \times 100$  m Staffel träume und mich wieder die Farben der Schule mit dem großen A und der Kiefer auf der Brust vertreten sehe.

Auf einmal war es dann soweit. In dunklen Anzügen, ernst und feierlich, saß man auf den vorderen Bänken der Aula, etwa dort, wo man vor fünf Jahren als Kleiner angefangen hatte. Die Plätze, die gestern noch die Oberprima für ein Jahr innegehabt hatte, besetzte ab heute die aufrückende Unterprima. Wir waren am Ende der Stufenleiter angelangt, gehörten schon nicht mehr richtig dazu. Musik, Reden, Überreichung der Abgangszeugnisse, Chorgesang „Nun zuguterletzt“ — wie oft hatte man das selber mitgesungen — und dann zum letzten Mal durchs Tor ins Freie.

War es die Freiheit? Fast alle haben wir es vielleicht damals geglaubt. Ein letzter Gruß hinüber zu Herpel, ein Händedruck an „Fraupel“ und Dank für Duzende guter Brötchen — für besondere Freude am Ofen in der Hinterstube — und — man war entlassen.

Für den scheidenden Heimler aber bedeutete das, daß er einen Ort, der ihm für lange Jahre zur zweiten Heimat im wahrsten Sinn des Wortes geworden war, daß er seine Hauseltern, die ihm wirklich „Ersatzeltern“ geworden waren, für immer verlassen mußte. Diese Casur wog fast noch schwerer als die vor fünf Jahren, und selten in meinem Leben ist mir ein Abschied so schwer geworden. Inzwischen hat man auch das Abschiednehmen lernen müssen. Die Heimat ging verloren, teure Menschen sind von uns gegangen, aber ich schäme mich nicht, es zu sagen, der Abschied von Dahlem war einer der bittersten für mich.

Und dann kamen wieder die Briefe mit der vertrauten Schrift, Dokumente der Treue. Es kamen die „Dahlemer Blätter“, und es kamen nach diesem Kriege Beweise, daß man unsere alte Schule wieder zum Leben erwecken wollte und erweckt hat.

Mögen die, die heute für unsere geliebte „Penne“ die Verantwortung tragen, nur eins erkennen, den alten Arndter Geist als kostbares Vermächtnis

zu hüten und weiter zu geben, dann wird es immer unser „A. G. D.“ geben und glückliche Kinder, die sich mit Stolz „Arndter“ nennen.

„Sefte zu, die Zeit ist um!“

„Wie ein alter Arndter seine Schule erlebte?“

Man könnte ein Buch darüber schreiben.

Man kann es auch ganz kurz sagen: Dankbar!

## Ver spätete Heimkehr

von Dr. Hans Otto Meißner (Abi. 1929)\*

Mit vierzehn Jahren war ich nach „Dahlem“ gekommen und fühlte mich in meinem Internat außerordentlich wohl, zumal ich dort mehr Freizeit genoß als in meinem recht strengen Elternhaus.

Wußten die menschenklugen Leiter des Heims erst, wie ein Junge innerlich beschaffen war und welches Interesse er hatte, dann kam er dorthin, wo die Hauseltern ihn verstanden und auch die anderen Jungen von seiner Art waren.

Ich selbst wurde nach einigen Monaten zu „Mops“ geschickt, dessen Spitzname bereits seine gemüthlichen Umgangsformen kennzeichnet. Sowohl er wie auch die „Möpsin“ hatten künstlerische Interessen, betrieben Hausmusik und schriftstellerten auch ein wenig. Leider schieden sie später aus dem Dienst im Schülerheim aus, um die Söhne des Großindustriellen Quandt zu erziehen.

Sein Nachfolger wurde Dr. Christians, der gleichfalls sehr musisch veranlagte Bruder der beiden, in jener Zeit sehr berühmten Filmstars Mady Christians und Dr. Christa Torody. Also kann man sich denken, daß wir weder bei unserem Hausvater „Mops“ noch bei „Krischan“ unter Paukerstab oder Erziehungsdressur zu leiden hatten. Beide waren sie mitsamt ihren Frauen welt-offene Menschen und so tolerant, daß sie die individuellen Interessen der einzelnen Jungen förderten, statt ihre Schutzbefohlenen in eine Schablone zu zwingen, wie es sonst in den meisten Internaten üblich ist.

Als Primaner durften wir zwar bis 10 Uhr abends ausbleiben, doch reichte die Zeit natürlich nicht aus, um mit der Untergrundbahn nach dem Theater wieder rechtzeitig in Dahlem zurück zu sein. Jedoch machte „Krischan“ im Interesse unserer Bildung Ausnahmen und bewilligte Theaterurlaub bis „eine halbe Stunde nach der Veranstaltung“. Denn siebzehnjährigen Jungen einen Nachhummel zu gestatten, soweit ging denn die Toleranz des Schülerheims noch nicht. Immer sah unser Hausvater erst in der Zeitung nach, wann etwa das Stück zu Ende war und regelte dementsprechend die Zeit unserer Rückkehr.

Der Zufall wollte es, daß zu Hause zwei Karten für ein Gastspiel der französischen Revue « Ca c'est Paris » eintrafen, gerade während meine Eltern auf Reisen waren. Obwohl man füglich zweifeln konnte, ob mein Vater auch diese leichte Muse zur Fortbildung zählen und mir die Karten überlassen würde, nahm ich das großzügigerweise an und lud meinen Zimmerkameraden Bernilo zu den Ehrenkarten ein.

„Von den tausend süßen Beinchen aus Paris dürfen wir Krischan natürlich nichts erzählen“, gab ich zu bedenken, „denn dafür kriegen wir keinen Urlaub.“

\* Der Verfasser war bis 1945 im diplomatischen Dienst und lebt heute als freier Schriftsteller in München. Der Beitrag ist mit Genehmigung in gekürzter Form dem Buche „Völker, Länder und Regenten“ entnommen. Die zahlreichen und vielfach aufgelegten Bücher des Verfassers sind im Brühl'schen Verlag in Gießen erschienen. D. S.

So kamen wir überein, ihm zu sagen, wir wollten in den „Prinzen von Homburg“ gehen, weil er doch Kleist über alles schätzte. Tatsächlich gab's auch dieses Stück am gleichen Abend im Staatlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt. Dr. Christians war sofort einverstanden und sah in der Zeitung nach, wann die Vorstellung zu Ende sein würde.

„Also gut... Ihr könnt um halb elf wieder hier sein. Am dreiviertel wird der Mörbis die Haustür abschließen. Ist das klar?“

Mörbis, das war der Nachtwächter des Schülerheims, der dafür zu sorgen hatte, daß alle Türen rechtzeitig geschlossen waren und der auch sonst aufmerksam seine Kunden durch das weitläufige Grundstück zog, während wir schliefen.

„Aber wie kommen wir rein, wenn alles zu ist“, meinte Bernilo. „So 'ne Revue dauert doch bestimmt bis zwölf.“

„Mindestens!“ gab ich zu. „Doch das ist egal, wir kommen genau so rein, wie's der Kolf auch immer macht. Wir hängen vor dem Weggehen den Strick zum Fenster raus und schlagen vorher noch ein paar Knoten rein.“

Kolf und Punkt protestierten.

Ihr seid wohl plemm, plemm..., die ganze Zeit den Strick hängen lassen! Wo doch dem guten Krischan schon etwas gedämmert hat. Jeden Abend geht er ums Haus rum und sucht nach was Verdächtigem...“

„Na, dann muß uns eben einer von Euch den Strick rauswerfen, wenn wir leise pfeifen.“

Die beiden Zurückbleibenden waren auch damit nicht einverstanden. „Da sollen wir wohl die ganze Nacht am offenen Fenster passen“, schalt Kolf, „und in den kalten Dzon hinauslaufen, bis es den Herren beliebt heimzukehren... Wir sind doch nicht mit dem Klammerbeutel gepudert!“

Doch Bernilo wußte einen Ausweg. Er kramte eine Garnrolle aus seiner Schublade und hielt sie seinem Bruder unter die Nase.

„Paß auf, Punkt, bevor wir absaufen, bind' ich Dir den Faden hier um die große Zehe. Sind wir dann zurück, ziehe ich daran und du wirfst den Kletterstrick heraus... Dagegen ist doch wohl nichts einzuwenden?“

Der gute Punkt, der nie ein Spielverderber war, sagte gleich ja, und Kolf hatte auch nichts dagegen, daß wir seinen Strick benützten. Es war noch nicht lange her, daß wir zum Tanzstundenball unseren ersten Smoking bekommen hatten. Den zogen wir jetzt natürlich an, denn schließlich war ja so eine Premiere im Admirals-Palast ein großes gesellschaftliches Ereignis. Da man zu jener Zeit den Smoking noch mit brettsteifer Brust und scharfkantigen hohen Kragen trug, war das zwar nicht gerade die geeignete Tracht für eine nächtliche Kletterei. Aber daran brauchten wir ja erst später zu denken.

Guter Dinge machten wir uns auf den Weg, wohlversehen mit Krischans Mahnung, nach Theaterschluß sofort und auf schnellstem Wege heimzustreben.

Tatsächlich wurde es aber ein Uhr früh, bis wir endlich wieder vor dem „Haus Wettin“ standen und nach dem Faden suchten, der aus dem Fenster hängen sollte. Eine neue Bogenlampe, die von der Straße bis hier in den Garten hinüberleuchtete, half uns zwar, den weißen Faden bald zu entdecken. Doch konnte uns das indiskrete Licht auch den Blicken des Nachtwächters Mörbis aussetzen, wenn er auf seiner Runde hier in der Nähe vorbeikam.

Während Bernilo im Schatten blieb, um auf den Wärter zu passen, zog ich an dem Faden.

Nichts rührte sich. Ich zog fester, oben blieb alles ruhig.

„Na, dann laß mich mal“, kam Bernilo aus dem Schatten, „schließlich ist er ja auch mein Bruder.“

Damit zerrte er so energisch an der dünnen Schnur, daß sie glatt durchriß, während droben in unserem Zimmer ein Schmerzensruf erscholl.

„Du bist wohl wahnsinnig“, beugte sich Punkt empört aus dem Fenster, „meine halbe Zehe ist ab!“

Da wir im hellen Lichtschein standen, war keine Zeit mehr zu verlieren.

„Salt die Klappe, Punkt, und wirf den Strick runter!“ drängten wir. Nun zeigte sich auch schon Rolf, beugte sich weit hinaus und ließ den Kletterstrick vor unsere Füße fallen.

„Los jetzt“, rief er uns zu, wir halten beide fest.“

Weil Bernilo kleiner und leichter war als ich, sollte er zuerst hinauf, dann gab es droben drei Männer, um den Strick für mich zu halten. Mit Hilfe der Latten, die im Sommer das Spalierobst trugen, kam er auch ganz gut hinauf, allerdings nicht ohne Geräusch. „Krabbel ab“, rief er mir dann vom Fenster zu, „wir hängen alle drei dran.“

Ich war schon ziemlich nervös geworden, da mir schien, als hätte ich irgendwo im trockenen Laub Schritte gehört. Mit beiden Händen griff ich hinauf und zog die Füße über die ersten Knoten. Es ging ganz leicht, zumal die Spalierhölzer den Strick davon abhielten, sich zu dicht an die Wand zu legen.

Noch ein oder zwei Züge hatte ich zu tun, als aus der Tiefe des Gartens ein Licht aufflammte. Der Wächter kam! Gerade konnte ich das Fenstersims fassen und wurde von allen drei Kameraden hineingezogen, als drunten eine Stimme rief:

„Is da eener?“

Jetzt mußte der Strick hinein, sonst kam alles heraus! Der Lichtkegel der Lampe hatte ihn noch nicht gefaßt, aber wenn Mörbitz noch näher kam, dann hing ihm das Beweisstück gerade vor Augen.

„Nur langsam, ganz langsam“, meinte Rolf, „denn wenn der Strick pendelt, dann hat er ihn gleich spitz!“

So hielten wir denn unseren Eifer zurück und zogen so sacht, daß der Strick an den spröden Holzbrettern vorbeistrich, ohne das leiseste Geräusch zu machen. Raum zehn Schritte davon entfernt stand Mörbitz, der Mißtrauische, und merkte nichts.

Aber dann, als eigentlich alles erledigt war, machte Rolf einen Fehler, denn er schloß das Fenster mit einem Knall.

Sofort hatte uns Mörbitz weg! Seine Lampe fiel auf unser Fenster, dann auf den Boden, wo sicher unsere Fußspuren zu sehen waren. Drei Sekunden später läutete er Sturm an der großen Hausglocke.

Bernilo und ich, wir sahen uns an. Beide standen wir da, voll angezogen im Smoking, dessen zerdrückte Hemdbluse und sonstige Spuren klar verrieten, auf welchem Wege wir hereingekommen waren. Außerdem lag zwischen uns auf dem Boden die Strickleiter.

„Los ins Bett!“

Während drunten schon Türen sich öffneten und Stimmen laut wurden, sprangen Bernilo und ich mit Schuh und Anzug in die Betten, während Rolf den Strick zusammenraffte und mit sich ans Fußende nahm. Wir hatten gerade noch Zeit, unsere Decken bis ans Kinn hinaufzuziehen und uns tiefschlafend zu stellen, als Krischan schon mit wehendem Morgenrock hereinbrauste.

„Was geht hier vor...?“

Bernilo und ich, wir rührten uns nicht. Nur Rolf tat so, als kehre er aus einem schönen Traum langsam in die raube Wirklichkeit zurück.

„Wie bitte, Herr Doktor“, meinte er schlaftrunken, „was haben Sie gesagt?“

Krischan ging bis dicht an sein Bett. „Rolf, ich kenne Dich als ehrlichen Menschen und richte an Dich eine ehrliche Frage... ist hier vorhin einer hereingeklettert?“

Während wir atemlos lauschten, aber so tun mußten, als hörten wir nicht das geringste, bat Rolf unseren Hausvater, die „ehrlche Frage“ nochmals zu wiederholen.

„Du hast ganz genau gehört, was ich wissen will. Ist hier eben einer reingeklettert?“

Rolf schüttelte den Kopf mit ausdrucksvoller Bestimmtheit.

Krischan schaute ihn sehr eindringlich an, doch Rolf blieb bei seinem Kopfschütteln.

Da es zu Dr. Christians Erziehungsmethoden gehörte, niemanden der Lüge zu bezichtigen, den er auf Ehre und Gewissen befragt hatte, stellte er weiter keine Nachforschungen an.

„Nun, dann muß sich der alte Mörbitz wohl geirrt haben... gute Nacht!“

Mit undurchdringlichem Lächeln ging unser Hausvater hinaus und ließ uns ziemlich betreten zurück.

„Eigentlich müßten wir morgen früh beichten“, schlug Bernilo vor, während ich meinte, daß Rolf in seiner Kameradschaft für uns doch zu weit gegangen sei.

„Mensch, Rolf, warum hast Du denn nicht einfach gesagt, Du hättest gepennt und wüßtest von nichts?“

Rolf blickte mich erstaunt an. „Na, das wäre doch gelogen gewesen.“

„Aber so hast Du doch viel doller gelogen“, riefen Bernilo und ich wie aus einem Munde.

Aber Rolf grinste nur. „Wieso denn... Krischan hat doch gefragt, ob hier vorhin einer reingeklettert sei, da mußte ich doch den Kopf schütteln. Hätte er mich gefragt, ob z w e i durchs Fenster gekommen wären, dann hätte ich natürlich als ehrlicher Mensch die Wahrheit gesagt.“

Das war zweifellos richtig gesehen, und so ließen wir es dabei bewenden.

Inzwischen sind wir ja auch alle vernünftiger geworden und klettern nicht mehr durchs Fenster ein, wenn wir mal verspätet heim kommen. Bei Bernilo ließe sich das ja auch gar nicht mit seiner Würde vereinbaren, seit er Prinzgemahl Bernhard der Niederlande ist.

## Später Gruß ans Kollegium von einst

von Dr. Beheim-Schwarzbach (Albi. 1927)\*

Unsere alte Schule war, als sie entstand, am äußersten Rand der Hauptstadt Berlin gelegen, die gerade dabei war, schnell in riesige Ausmaße hinauzuwachsen. Charlottenburg war ein Ausflugsziel vor den Toren. Dahlem war Dorf und Domänengut. Und noch in den zwanziger Jahren sind wir Jungen zwischen gelben wogenden Kornfeldern und den neu angelegten Gärten um die Villen reicher Leute herum auf das ländlich gebaute Schulgebäude zumarschiiert. Schule und Heim so weit draußen zu errichten, war ein wirtschaftliches Experiment — das gut glückte — um die Entwicklung der Villensiedlung zu beschleunigen. Ihm verdankte das Gymnasium sein Entstehen und seine eigentümliche Lage.

\* Der Verfasser ist mit seiner Frau Inhaber eines Ateliers für Damenkonfektion in Bremen.

Von vorn fand es sich sozusagen in den äußersten Krallen der Riesenstadt und sah die moderne Zivilisation mit ihrer eindrucksvollen Technik in heftigen wirtschaftlichen Bewegungen auf sich zustreben, in der Kulisse von teils großartigen und teils bestürzenden politischen Ereignissen flankiert. Auf der anderen Seite aber begann die weite Stille der märkischen Wälder und Seen, lieblich, melancholisch mit einer würzigen, urgesunden Luft, eine Landschaft verhaltener Kraft, der die Berliner ihre unverwundliche Vitalität und ihre Munterkeit verdanken. In den Riesenkrallen hing noch eine Erinnerung an den Schimmer der Hofen des Herrn von Bredow und geisterten Hellebardenblitze, die die dicke Berta begleiteten, als sie langsam durch den Sand gegen die Quisows mahlte. Es war so ungestörter Wald, daß noch an einem Sommerabend im Jahre 1910 — wie Kremmer es erlebte und berichtete — ein Hirsch vor seinem Hause mit furchtbarem Schreien unter einem großen Fleischerhund zusammenbrach. Drüben begann der Großstadtverkehr sein faszinierendes Lärmkonzert anzustimmen, hier hoppelten Kaninchen und brummten Bienen in der Waldeinsamkeit.

„Ihr lebt auf der Sonnenseite des Lebens, Herrschaften“, sagte uns Edgar Richter und funkelte durch seine Brille bedeutsam die Nachfahren alter Raubritter und die kommenden Jünger des Wirtschaftsimperialisismus an. Es war ein glücklicher Rahmen, vor dem wir unsere Schulbänke blank rutschten. Aber der Inhalt war weit wichtiger.

Inhalt war für uns, wie ich rückblickend gestehen muß, nun nicht etwa der Lehrstoff, so sehr jeder von uns heute dankbar und mit Rührung zurückdenkt an die ehrlichen Versuche, uns Reste vom wahren Humanismus in kleinen Dosen behutsam zu injizieren. Es war auch nicht das harte Futter des Klassenpensums, an dem unser vernünftiger Verstand seine Zähne fest machen sollte. Sondern es waren die Männer, die uns das alles einzutrichtern hatten — Stunde für Stunde, Jahr für Jahr, ohne den Humor vor der gutmütigen Unverschämtheit ihrer Zöglinge zu verlieren, ohne es aufzugeben, die Kameradschaft mit dem lärmenden Haufen zu halten, immer wieder entschlossen, es mit einer Horde grundguter, aber vom Teufel gerittener Burschen zu versuchen.

Keiner unserer Klassenlehrer hat, soviel ich weiß, es je unternommen, seine Überlegenheit als Präzeptor angriffslustig gegen seine Klasse auszuspielen. Und wenn er es allen Ernstes versucht hätte — er wäre auf eine so fassungslos ehrliche Überraschung und Verständnislosigkeit gestoßen, daß er nicht durchgekommen wäre. Wir wurden richtig angefaßt, direkt, natürlich und ohne Zimperlichkeit, aber mit einer echten und auch unverhohlenen Güte. Vom Katheder herunter wurde schon gedonnert, aber dies wurde nicht als Schanze mißbraucht. Liebhaber der Pädagogik waren unsere Lehrer, einer wie der andere. Sie konnten nicht darauf aus sein, uns klein zu machen, um dann vielleicht besser mit uns fertig zu werden; sie sahen uns von vornherein als kleine, aber ganz ernst zu nehmende Menschen an, mit denen — so hatte es Gott gewollt und ihr Beruf verfügt — der unausweichliche tägliche Kampf in aller Fairness ausgetragen werden mußte und vor deren Übermacht man nicht leichtfertig zu den Mitteln greifen durfte, welche die allgemein Schuldisziplin zahlreich zur Verfügung stellte, die man aber doch auf beiden Seiten für eigentlich nicht anständige Waffen ansah. Wären wir wenigstens auch dort entsprechend einsichtig gewesen, wo wir es gelegentlich einmal mit einem schwächeren Gegner zu tun hatten! Aber wie vom Siegesrausch hingerissen, meinten wir, hart und zielbewußt, die Schwäche des Gegners nutzend, den Angriff gegen ihn vortragen und ihn moralisch erledigen zu müssen. Ein scheußliches Vergnügen.

In dem Kollegium muß ein guter Korpsgeist geseffen haben, der entsprechend auf uns einwirkte und schließlich alle, Schulleiter, Lehrer, Schüler, natürlich auch die Eltern und nicht zuletzt den Pedell und seine Frau miteinander verband. Das Besondere an dieser Versammlung einzelner Persönlichkeiten hing mit der ungewöhnlichen Verbindung von Staatlicher Schule und privatem Internat zusammen. Viele Lehrer waren Heimleiter und bekamen damit noch zusätzliche väterliche Pflichten auferlegt. Die Zusammensetzung des Lehrkörpers unterstand nicht nur der Schulbehörde. Der Internatsleiter hatte das Recht zu wählen; er hörte dabei den Schuldirektor. Beide verstanden sich. Richter suchte und Kremmer billigte Männer, wie sie es selbst waren, unvoreingenommene Menschen mit freier Lebensauffassung und genügend Charakter, um nicht im Schulbetrieb sauer zu werden, Männer, denen es Herzenssache war, junges Leben und ehrfurchtgebietende Abergeliefenheit zueinander zu bringen, und die für ihre Abergeliefenheit, wie man so etwas am besten machte, gern einstanden. Hatte sich mal einer zu uns verirrt, der nicht hingehörte — er blieb nicht lange. Die anderen lieben wir noch heute oder bewahren ihnen ein herzliches Andenken. Wir haben von der persönlichen Beziehung zu ihnen allen zusammen und zu jedem einzelnen noch mehr gehabt als von den Grundlagen der Wissenschaft und Kunst, die sie uns beigebracht haben. Denn diese haben uns geweckt und entfaltet, aber jene haben uns mit ihren Persönlichkeitswerten ausgerichtet und für das Leben frisch gemacht. Jene Männer sind schon fast alle dahingegangen, aber etwas von ihnen ist unser geworden.

Möge es die Urndter in wiederum fünfzig Jahren drängen, dann Ähnliches von ihrer Schule zu sagen.

## Alt-Dahlem — nervenärztlich gesehen

von Dr. W. P. Kraemer (Abi. 1930)\*

Man möchte alles mögliche sein in jenem Alter: Erwachsener und Kind, Philosoph und Indianer. Das Leben ist voller Gegensätze: gegen die Eltern wird revoltiert, der Schule wird Krieg erklärt, aber dennoch will man eigentlich noch geformt und geführt werden. Man stürmt und drängt, aber der Hafen umschließt den Siebzehnjährigen noch genügend, um ihm Schutz nach innen und nach außen zu gewähren. Er braucht beides, soviel er auch von seinem Freiheitsbedürfnis spricht.

Dahlem — nervenärztlich betrachtet? Die zwanziger Jahre waren eine zerrüttende Zeit, und es ist kein Wunder, daß sie Psychosen und Psychotiker hervorbrachten, und wo die entstehen, da wachsen auch die Psychiater auf dem Nachbaracker gleich daneben. Ja, es ist nicht einmal immer ganz klar, wer eigentlich der Berrückte ist und wer der Psychiater.

Jene Sekundaner- und Primanerjahre waren voller Berrücktheit und voller Leben. Wir waren Militaristen, kaiserlich und demokratisch, Groß- oder Kleindeutsche, Intellektuelle oder Romantiker. Wir waren immer irgend etwas und nicht immer daselbe, aber was es auch immer war, es hatte viel Schwung und war begeisterungserregend. Da wir, wie sich später herausstellen sollte, auf der Schwelle saßen, nämlich genau zwischen dem Zweiten und Dritten Reich, war es etwas verwirrend für unsere Seelen. Das ist wohl auch das Anstrengende an der Sache gewesen und der Grund, warum es eine zerrüttende Zeit war.

In der Schule lasen wir Homer, was sehr gut ist gegen jede Art von Zer-

\* Der Verfasser emigrierte nach 1933. Er studierte in Italien und England Medizin und lebt heute als Nervenarzt in London.

rüttung, und den Satiriker Martialis, der uns noch weiter verwirrte. In der Deutschstunde waren es Dostojewskij, Hölderlin, Nietzsche und Thomas Mann. Mit Herrn Heienbrok lasen wir Freuds „Zukunft einer Illusion“, wovon ich nicht ein Wort verstand, so daß meine ganze psychiatrische Zukunft auch fast illusorisch geworden wäre.

Mit unfrem Staufener Hausvater Dr. Wachsmuth gab es viele lange Gespräche. Die Zeit schien dann etwas weniger aus den Fugen geraten zu sein. Er hatte die Gabe, die Dinge aus einer gewissen Distanz sehen zu können, und seine humorvoll-ernste Betrachtungsweise gab uns Sicherheit, so daß das Wirrnis der Geschehnisse in der äußeren Welt und in uns selber dann fast zur kosmischen Ordnung wurde.

Überhaupt hatten wir ungewöhnliche Lehrer. Em. war ein richtiger Mordserkerl. Unbestechliches Preußentum und Berliner Wisz. Er hatte ein warmes, stürmisches Herz, das mit uns fühlte. Onkel Su. hingegen erschien uns als ein weiser Mann. Er sagte immer sehr wenig, aber wußte viel.

Bei uns Primanern war das oft das Gegenteil: wir hörten überhaupt nie auf zu sprechen, wußten aber fast gar nichts. Ich bewundere noch jetzt die Geduld, mit der man uns in der Schule begegnete. Unser Mathematiklehrer „Stachel“ z. B. war auch zu denen freundlich und nett, die nichts von seinem Fach verstanden, und das soll es bei Mathematiklehrern sonst fast nie geben.

Das U.-G. war in der Tat eine äußerst menschliche Institution, eine liebevoll-dynamische Mischung von christlichem und humanistischem Geiste, welche die unwahrscheinlichsten Brücken zwischen den Gegensätzen zu bauen imstande schien, ohne sich dessen so recht bewußt zu werden. Solche Brücken waren für uns Jungs sehr notwendig, denn wir lebten in einer schwankenden Zeit, und Berlin, sündig und vielversprechend, mit Charleston, Jazz und Lippenstift, war nicht weit fort. Man spielte sich auf, machte frühreife Bemerkungen und kam sich als etwas schrecklich Neues und Eigenartiges vor. Den Erwachsenen unserer Schule paßte sicher eigentlich „die ganze Richtung“ nicht, aber sie waren Pädagogen und geneigt, unsere Angebereien taktvoll zu übersehen. Sie behandelten uns mit Humor und innerer Achtung, was fraglos gute Resultate zeitigte.

Übrigens habe ich nie wieder in meinem Leben so viel gelacht wie damals. Lehrer sind traditionellerweise entweder komische Figuren oder Komiker, und im Arndt-Gymnasium schienen auch die Schüler zumindest komische Figuren zu sein, so daß man wirklich immer gut unterhalten war. Eines Tages hatte man dem guten Hausmeister Herpel seine Kaze gekidnapped. Am Tage darauf begann Direktor Kremmer die Morgenandacht mit den Worten „Herpels hatten eine Kaze“. — Dabei betonte er die Vergangenheitsform des Verbs so stark und rührend, daß es allen Anwesenden sogleich klar wurde, Herpels wären seitdem kazenlos. Da der Chef sich dann eindrucksvoll schneuzte und ein rhetorisches Schweigen folgen ließ, konnte man von den Bänken der Tertia und Sekunda deutlich ein Richern vernehmen. Aber das sei hier gesagt: wir waren nicht undiszipliniert und lässig. Man war frei, aber nicht frech, und so war es dann auch zur allgemeinen Erleichterung, daß die Kaze, sicher auch zu ihrer eigenen großen Freude, wieder auftauchte und fortfuhr, den Herpelschen Lebensabend zu verschömen.

Wenn ich hier ein so ideales Bild von unserer Schule zeige, ist es nicht etwa deswegen, weil das alles so lange her ist, daß man die Hälfte vergessen hat: vielmehr scheint mir, daß unsere Dahlemer Jugendzeiten wirklich eher fröhlich als traurig waren, was uns, menschlich und nervenärztl. betrachtet, in späteren Jahren zu Stärke und Trost gereichte.

## Bekennnis zur humanistischen Erziehung

von Klaus Curtius (Abi. 1923)\*

Vor rund 2500 Jahren, also etwa im Jahre 500 v. Chr., traten die Griechen in das helle Licht der Geschichte, in das Licht, das heute noch unser Geschichtsbewußtsein bildet. Solch' gegenwärtiges Bewußtsein ist ein Teil unseres Selbst. Es ist verschiedenartig, je nach dem Teil der Erde, in dem man lebt. Wenn ich von „unserem“ Geschichtsbewußtsein spreche, so ist es das Bewußtsein des Westens, dem wir nun einmal angehören.

Nach 250 Jahren schon — ungefähr im Jahre 250 v. Chr. — wurde das Griechenvolk von der Rampe des Weltgeschehens — unseres westlichen Weltgeschehens — verdrängt. Ein anderes Volk trat in den Vordergrund der Bühne: die bäuerlich-kraftigen, herrschaftsberufenen Römer. In eindrucksvollem Zug entfalteten sie ihr Reich und ihre Macht, wirkten in Weite und Tiefe, in Form und Geist — rund 750 Jahre lang — bis etwa 500 n. Chr.

So rechne ich für Griechen und Römer zusammen rund 1000 Jahre, in denen sie die Geschichte des Westens beherrschten und unser heutiges Geschichtsbewußtsein begründeten.

Mitten in diese Zeit, 500 Jahre nach jeder Seite teilend, fällt das Ereignis, das für den Westen den eigentlichen Strahlungsmittelpunkt schafft: Christi Geburt. Von hier aus erglänzt der Stern, der am hellsten über dem Abendland leuchtet, seit seiner ersten Stunde unvermindert an Helligkeit zunehmend, Ewigkeit fordernd, Ewigkeit verheißend. Wer kann neben ihm bestehen?

Tausend Jahre vergehen nach dem Dahinsinken des Römerreiches — ungefähr 1500 sind es nun nach Christi Geburt —, da gehen in den Herzen der Menschen wieder alte Sterne, die längst für immer untergegangen schienen, mit unwiderstehlicher, jugendfrischer Kraft auf. Rom war trotz des versunkenen Reiches in Sprache, Form und Tradition immer lebendig geblieben. Was Griechenland gewesen war, wurde jetzt wieder unmittelbar Gegenwart und ergriff die Besten, gleichzeitig all das verjüngend und erneuernd, was Rom durch die Jahrhunderte weiter bedeutet hatte: Das Zeitalter des Humanismus stieg herauf. Das war rund 500 Jahre vor unserer Tagesgegenwart.

Was finden wir in jener Spanne Zeit, die den Namen Antike trägt? Was berührt uns von dem, das auf uns gekommen ist? Was stärkt uns, begeistert uns? Was können — dürfen — müssen wir lernen?

Wir finden noch nicht den Dreieinigen Gott, aber wir finden Tiefe, würdevolle, ich möchte sagen: heilige Frömmigkeit; die Wendung zum all-durchdringenden Auge der Gottheit; die bewußte, stolze Unterwerfung unter ein waltendes Geschick, kein angstvoll-dumpfes Ducken vor dem Zugriff eines fragenhaft grausamen Tiergötzen. Nein, uns bewegt die Innigkeit des Gebets, die Innigkeit des Jünglings, der zum Altar tritt, die Arme zum Himmel erhoben, Gesicht und Seele dem Höheren geöffnet.

Wir finden Weisheit, die nicht altert, die durch die äußere Erscheinung hindurch immer tiefer in den Kern der Dinge und in das Wesen des Menschen dringt; Weisheit, die zuerst das „Erkenne dich selbst!“ gesprochen, als erste dem Menschen diese unendliche Aufgabe gestellt hat; deren Strahlen noch heute wie Schwerter das Dunkel teilen; aus deren Quell unsere Größten und Besten getrunken, dort wo er frisch und tatenjung aus dem Felsen bricht.

\* Entnommen aus einer Festrede zum 410jährigen Bestehen des Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums in Heidelberg. Der Verfasser ist Legationsrat in Bonn.

Wir finden Schönheit — unvergänglich, unnachahmlich, unerschöpflich — in stieghaftem Schweben irdisch — mühsamer Worte spottend, wie die Nike von Samothrake; in Marmor, Ton, Erz und edlem Metall, Schönheit allenthalben, immer natürlich, immer von Geist beseelt, geheimnisvoll oder offen zutage liegend, weltlich oder geweiht. Uns lächelt die göttliche Gestalt der knidischen Aphrodite, das edle Gleichmaß, die königliche Gelassenheit des Wagenlenkers wächst vor uns empor. Unauslöschlich prägen sich uns Heldengesänge, Chorlieder, Liebesgedichte und Epigramme ein, in jenen Maßen verfaßt, die, aus der Musik selbst geboren, Großtaten des Menschengemütes und -gemütes sind. Immer ist es die Form, die in höchstem Künstlerernst errungene Form, die den Inhalt bändigt und ihn verwandelnd neu schöpft, die ihm den Rosenhauch ewiger Jugend verleiht, jenseits des Warum und seiner schmerzvollen Verknüpfungen.

Uns tritt entgegen der Staat, die bewußte Gestaltung der Gemeinschaft aus Einzelwesen, der Bezirk, innerhalb dessen sich das ganze Dasein vollzieht. Prägestücke der Staatsform hat uns jene Zeit hinterlassen, in klargetriebenem Relief, wie die Stempel der erlesenen Münzen aus Syrakus. Unser heutiges Staatsleben ist in diesen Formen nachgebildet, wie sein Grund- und Eckstein: das Recht. Für alle Zeiten bleibt es beispielhaft, wenn ein Staatslenker die herrschende Staatsgesinnung so zusammenfassen kann: „Wir suchen die Weisheit mit rechtem Maß und pflegen das Schöne ohne Verweichlichung.“

Wir sehen überall und in allem den Menschen, sehen ihn im Ringen mit den Naturgewalten, mit seiner Umwelt, im Ringen mit sich selbst, mit dem Dämon, mit Gott. Der Mensch tritt uns entgegen, wie er sich aus dem Angeformten löst, dem Gebot folgend, das ihn heißt, „der zu werden, der er ist“.

„Viel ist gewaltig, nichts ist gewaltiger als der Mensch.“

Wo anders als in Hellas ist solche Musik der Sprache erklingen, wie sie den Lippen Homers entströmt, wie sie sich aus den Chören des Sophokles, aus seinem Preislied auf die Heimat im „Oedipus auf Kolonos“ empor-schwingt, wie sie aus der Sappho Mund Liebesglück und -klage erschallen läßt? Wo schreitet das Schicksal gewaltiger, zeigt sich der Mensch in Verstrickung und Entführung erhabener als im wuchtigen Sprachgefüge der griechischen Tragödien? Wann lachen wir herzhafter als bei den Frechheiten, beim Sprachwitz der Komödien des Aristophanes? Wo sonst als im klar und nüchtern denkenden Rom ist solche Mathematik der Sprache erstanden wie das Lateinische? Denken wir an die griffelharte, geniale Klarheit des einzigen Cäsar, wie sie vielleicht am unübertrefflichsten in seinem Briefwechsel mit Cicero zum Ausdruck kommt — der Jurist kann gar nicht daran vorbeigehen, die trefflichere Präzision römischer Rechtsentscheidungen ein übers andere Mal zu preisen. Trotzdem ist das Lateinische schmiegsam genug, um alle „Verwandlungen“, „Lieben“ und „Trübsale“ Dvids zu offenbaren oder den Liedern des Horaz, die er in liebevoller Selbstironie seine „nugae“ — seine „Nüßchen“ nannte, Form zu leihen:

„Integer vitae, scelerisque purus . . .“

Unserer Zeit fehlt es nicht an Klugheit und gespeicherter Verstandeserfahrung. Wir leben in der Welt des Ursachenzusammenhanges und des Willens der Welt des „Quia“, „propter“ und „ergo“ und knüpfen Sekunde an Sekunde, Folgerung an Folgerung. Sicher gilt es, den Verstand zu schärfen, um dem nächsten Augenblick die Aberrationen abzulisten.

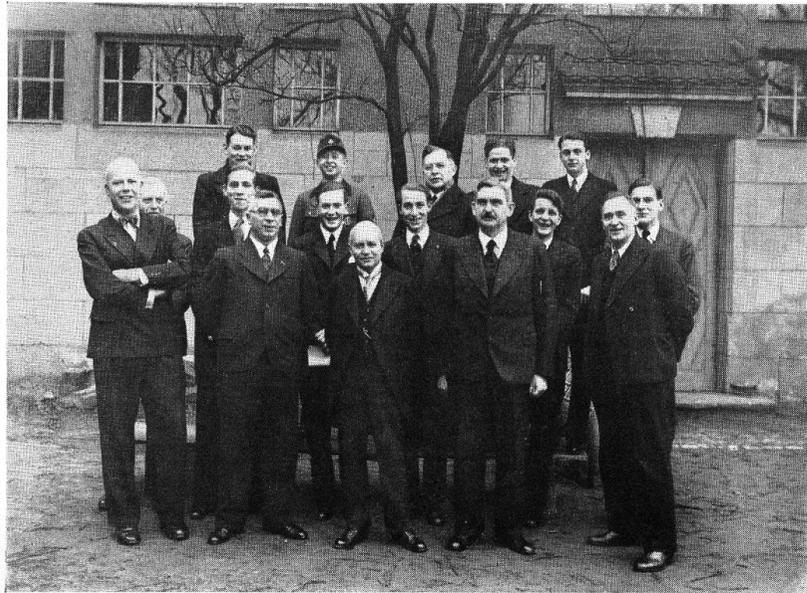
Aber es gilt auch, das Herz zu weiten und zu erheben! Uns fehlt das Leben jenseits der Stunde, die Fähigkeit, uns durch die Kraft des Gemütes über die Stunde zu erheben, es fehlt uns Kunst, es fehlt uns das Stillestehen in Ehrfurcht nicht nur vor dem Heiligen, auch vor dem Schönen, denn das



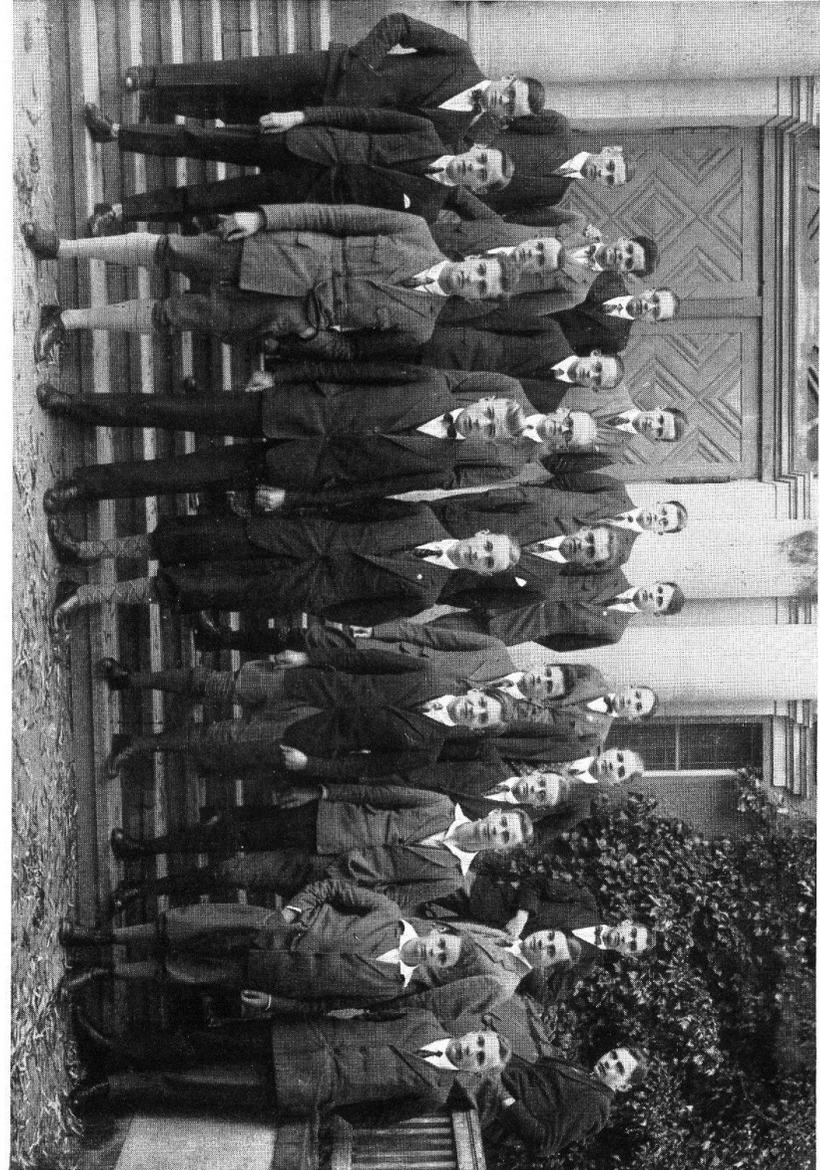
Der Gründer des Schülerheims und sein Bruder  
(Grabstätte auf dem Dahlemer Waldfriedhof)



Dieses Abiturienten-Bild seiner Klasse (1933) schickte Walter Lazarus  
(Zweiter von links) aus Israel



Teil einer Abiturienten Klasse (1936) mit ihrem Kollegium



Abiturienten-Klasse (1925) mit Dr. Ghrifrans, die auf dem Jubiläum ihr Klassenfest feiert



Die Missionschule am Kilimandschare



Pater Anton M. mit seinen Schülern

ist nicht minder wichtig. In jedem Gefilde der Antike leuchtet es uns rein und unvergleichlich entgegen, uns zu verzaubern, unser Herz zu bewegen, uns gleichzeitig zu stärken und zu wappnen.

Zu dem Reichtum der Antike wird man leicht immer neue, andere Schätze hinzuerwerben können, z. B. „neue“ Sprachen. Wer durch die Schule des Altertums gegangen ist, wird nie so armselig sein, daß er nur die „comics“ lesen oder nur in den Fernsehapparat stieren kann, wenn er abends seinen Beruf beiseite gelegt hat. Der Naturwissenschaftler wird im Licht der Antike erkennen, daß Physik zuletzt in Philosophie und Religion mündet, und dem, der an der Weisheit des Altertums geschult ist, werden umgekehrt die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse selbstverständlicher zuwachsen. Das Beste aber — unstillbare Sehnsucht, die immer wieder auf neuen Wegen nach Erfüllung trachtet — wird uns bis an das Ende unserer Tage begleiten, versichern doch auch die Naturwissenschaftler, daß ihr bester Nachwuchs von den Altsprachlern kommt.

## Alte Ideale in einer veränderten Welt

von Helmut Schwab (Abi. 1943)\*

Am es gleich zu sagen: vom Preußentum ist hier die Rede. Auf der Schule hat man uns das Wort nur sehr behutsam erwähnt, was wohl auch pädagogisch richtig war. Bedeutsame Worte verlieren an Inhalt, wenn man sie zu oft vernimmt. Aber wir hatten von unseren Lehrern, besonders den älteren, den Eindruck, daß sie im Preußentum wurzelten. Warum ich das jetzt schreibe? In der letzten Nummer der Dahlemer Blätter beklagte der Abiturient in seiner Abschiedsrede die Ideallosigkeit in unserer Zeit. Ich las es sehr weit von Dahlem: an der Westküste von USA.

Ohne Zweifel hat sich die Vorstellung vom „Preußentum“ mit der Zeit stark gewandelt und seine Bewertung auch. Heute ist es fast ein Schreckwort. Aber alle Leitbilder und Institutionen wandeln sich. Auch die katholische Kirche zur Reformationszeit erscheint anders als zur Zeit der Kirchenväter. Des in der Menschheit aber das Verständnis für die wesentlichen Werte des christlichen Glaubens in wechselnder organisatorischer Form wach blieb, so scheint eine Erhaltung bewährter Ideale unserer eigenen Geschichte möglich und erstrebenswert.

Das Preußentum hatte mancherlei tiefe Wurzeln, etwa im Ordensstaat, der wiederum auf die Kreuzfahrerüberlieferung und auf die sizilianische Verwaltung Friedrichs II. zurückgeht, letztere sogar auf arabisch-römische Grundlagen. Eine andere Wurzel der späteren geistigen Blüte des Preußentums kann in der humanistischen Bildung der vor- und frühromantischen Epoche gesehen werden, verkörpert etwa in der Familie Humboldt. — Es waren die aus diesen Wurzeln kommenden geistigen Werte, die das einstmalig arme, kleine Grenzland zwischen auch damals schon großen Machtblöcken zu wesentlicher Bedeutung wachsen ließen. Diese Bedeutung muß in Preußens Blütezeit vor allem im Ausstrahlen von Ordnung, Wohlstand und geistiger Erhebung gesehen werden, wie sie sich von der Judenemanzipation bis zum Berliner Kongreß in historischen Ereignissen und Zeugnissen geistig bedeutender Menschen jener Zeit vielfältig widerspiegelt.

Eine Untersuchung jener geistigen Kräfte (heute vielleicht Ideologie genannt) weist auf die wesentlichen preußischen Ideale hin: Selbstdisziplin, Dienst

\* Der Verfasser ist als Dipl.-Physiker in A.S.N. Er gehört trotz seiner Jugend offenbar nicht zu den „angry young men“.

an der Gemeinschaft, Christentum (vornehmlich protestantischer Prägung) und humanistische Bildung.

Dies sind ganz wesentliche Werte, mögen sich auch geschichtliche Voraussetzungen und Ansichten ändern oder nationale Begebenheiten zu anderen Konsequenzen führen. Auch Ablehnung jener Vorstellungen unter dem Eindruck militäristischer Entartung kann den genannten Idealen wenig an Wert und Bedeutung nehmen. Jede Gemeinschaft, die gesund und von Bestand bleiben will, braucht einen Zuschuß von Preußentum in dem genannten Sinne.

Selbstdisziplin, Dienst an der Gemeinschaft, selbstverantwortliches Christentum und die menschlich-philosophisch gehobene Schau humanistischer Bildung sollten gleiche Bedeutung für den Kaufmann und Ingenieur von heute haben, wie sie sie für den Offizier und Beamten der Vergangenheit hatten. Rants kategorischer Imperativ ist nicht epochegebunden und spricht zu den wenigen strebend sich Bemühenden einer jeden Zeit. Hier sind die Ideale, und es liegt an uns, an ihnen zu zweifeln oder ihnen zu folgen. Wer sie ablehnt, soll sich dann aber nicht beklagen. Bequem sind sie nicht, aber sie bewahren vor Leere und verhelfen zu einem würdigen Leben.

Das tägliche Gebet eines über 70jährigen Berliners, der ein alter Preuße ist, lautet: „Gott, laß mich Disziplin haben und gütig werden!“

## Aus: Freiheit und Gebundenheit der Volkshochschule

von Helmut Becker (Abi. 1931)\*

Nun — Freiheit —. Wir sind ja gewohnt, die Freiheit dauernd als Schlagwort zu benutzen, wie wenn sich Freiheit von selbst verstünde. Dabei genügt ein Blick in unsere tägliche Umwelt, um zu zeigen, daß sich Freiheit heute nicht von selbst versteht, daß sie bedroht ist, ja daß wir ganz grundsätzlich fragen müssen, ob Freiheit heute überhaupt in der Form, wie wir das noch so im Kopfe, in der Erinnerung haben, existiert. Wir sind weder in der Lage, wirklich in Freiheit zu leben, noch in der Lage, uns in Freiheit einzurichten. Die Mächte, die die Freiheit bedrohen, sind nicht nur die, von denen wir immer sprechen, die totalitären Gefahren, sondern sie sind mindestens so sehr der Konsumzwang, alles das, was z. B. auf die Jugend aus der Welt der Reklame hereinstürzt; es sind unsere gesamten Lebensumstände. Es ist ernsthaft zu fragen, ob der Mensch überhaupt die Freiheit besitzt, von der wir in unseren Forderungen ausgehen; wir dürfen es uns mit dieser Frage nicht formelhaft einfach machen...

Wenn wir nun auf die konkrete Lage der Volkshochschule kommen, dann müssen wir zunächst einmal sehen, daß die Volkshochschule als Institution ein Modell der Freiheit sein muß, die sie vertritt. Das bedeutet nicht, daß diese oder jene Organisationsform eine stärkere Garantie darstellt. Wir alle wissen, daß der eingetragene Verein in Interessenabhängigkeit geraten kann, und wir wissen, daß auch die kommunale Volkshochschule, also die öffentliche Einrichtung, ihrerseits den Gefahren aller möglichen Abhängigkeiten ausgesetzt ist. Freiheit versteht sich eben nicht von selbst, und es gibt keine Institution, vielleicht darf ich das hier als Jurist ganz klar feststellen, die in sich die Freiheit garantiert, wenn ihre Träger versagen. Es ist ein Aberglaube, der in kulturellen Organisationen vor

allem in der Freude an Satzungsänderungen seinen Ausdruck findet, daß die juristischen Formulierungen in der Lage wären, die Freiheit, die man selbst nicht zu wahren versteht, nun einem sozusagen einfach abzunehmen. Das wissen wir aus der Erfahrung heute alle: es besteht kein Zweifel, daß uns die Freiheit aufgegeben ist und daß wir nicht die eine oder die andere Organisationsform der Volkshochschule als frei bezeichnen dürfen...

Die Deutschen sind ein Volk, das groß in Grundsätzen und schwach in Spielregeln ist. Ich glaube, daß die Volkshochschule eine Einrichtung ist, die zunächst einmal — wir nennen das zwar Freiheit, weil das so ein schönes Wort ist — den Spielraum für freie Bildungsarbeit schaffen muß und diesen Spielraum mit Energie verteidigen sollte. Wir sollen aber noch nicht glauben, daß wenn wir die Einflüsse anderer Organisationen abgewehrt hätten, daß wir damit frei wären. Auch hier gilt natürlich das Wort *principiis obstat*. Es ist wichtig, daß die Volkshochschule nicht sozusagen in die Einrichtungen der diversen Interessensverbände auseinanderfällt. Alle beteiligten Organisationen sollten selber ein vitales Interesse an der Freiheit dieses Spielraumes haben, denn von der Freiheit dieses Spielraumes, dieses Bildungsraumes in der Volkshochschule, hängt unsere Zukunft genauso ab, wie von der Freiheit in der Universität. Wenn wir Universitäten in Deutschland hätten, die in die Universitäten der großen Sozialverbände und der Kirchen zerfielen, dann wäre es einfach mit unserer wissenschaftlichen Entwicklung zu Ende, und ich glaube, daß wir uns ganz nüchtern darüber klar sein müssen, daß die Erwachsenenbildung, wenn sie ihre zentrale Aufgabe in der modernen Gesellschaft, die wir nun alle kennen und oft dargestellt haben, erfüllen soll, diese Freiheit des Spielraums einfach braucht. Aber dieser Spielraum ist ein Spielraum im Institutionellen, die Institution der Volkshochschule braucht diese Freiheit. Die Freiheit des einzelnen, und das möchte ich hier einmal ganz präzise sagen, im Sinne des Liberalismus, im Sinne der autonomen Persönlichkeit, wie sie immer noch in den Vorstellungen herumspukt, ist ein Gedanke einer wirklich fernem Vergangenheit, der heute nur fiktiv oder illusionär benutzt werden kann. Die Freiheit des modernen Menschen besteht in der Fähigkeit zum Engagement, sie besteht in der Fähigkeit, sich zu binden, sich zu unterscheiden.

Diese Entscheidung, dieses Engagement macht die Freiheit erst möglich; ohne diese Bindung ist Freiheit auch rein philosophisch gar nicht denkbar. Das Engagement in Freiheit hat nichts zu tun mit den Gefolgsleuten irgendwelcher Mächtegruppen, die sich nicht entschieden haben, sondern treiben lassen. Wenn das Engagement des einzelnen allerdings verwechselt wird mit der formalen Bindung einer Institution, dann tritt der Umschlag von Freiheit in Terror ein. Das Wort Engagement hat den Nachteil, daß es schlecht zu übersetzen ist; sehr oft finden Sie in der Literatur das Wort „Einsatz“ übersetzt, was deswegen so mißlich ist, weil das Wort „Einsatz“ auf deutsch die ganze Belastung der Sprache des Dritten Reiches in sich trägt; man kann infolgedessen von Einsatz schlecht sprechen, ohne in den Verdacht zu kommen, demnächst in Sternbergers „Wörterbuch des Anmenschen“ verewigt zu werden. Hinter dem Wort „Engagement“ steht nicht nur die Überzeugung, dahinter steckt das wirkliche Engagement der Gesamtpersönlichkeit, wobei ich nun wiederum sagen möchte, daß bei einer mündigen Entscheidung, die keine organisierte Gefolgschaftstreue sein will, hierzu die Offenheit dem anderen gegenüber gehört.

Ich will überhaupt nicht bestreiten, daß jede Organisation das Recht hat, in ihrem internen Rahmen Schulung zu treiben, das ist ganz selbstverständlich, aber diese Schulung wollen wir nicht mit Bildung verwechseln. Selbstverständlich gibt es bei gemeinsamer Glaubensgewißheit eine besondere Bildungschance,

\* Die Ausführungen sind Teile aus einer Ansprache, vorgetragen von H. Becker in seiner Eigenschaft als Präsident des Deutschen Volkshochschul-Verbandes in Dortmund am 7. Juni 1958. Zur Ergänzung wird auf folgende Veröffentlichungen des Verfassers hingewiesen: Kulturpolitik und Schule, Stuttgart 1956; Elternhaus, Höhere Schule und Universität, Würzburg 1957; Bildung zwischen Plan und Freiheit, Stuttgart 1958. D. 5.

gleichzeitig aber auch eine ganz besondere Bildungsgefahr. Es wird immer solche Einrichtungen geben, genauso wie es evangelische und katholische Akademien gibt, neben dem großen freien Spielraum der freien Volkshochschulen. Aber es ist wichtig, daß nicht die Gesamtheit unserer Erwachsenenbildung zerfällt in Einrichtungen getrennter Glaubensgewißheiten, sondern daß in einem Volk, das eben nicht in einer gemeinsamen Glaubensgewißheit heute lebt und auch morgen nicht leben wird, die Gesamtheit der Erwachsenenbildung von diesem freien Spielraum bestimmt bleibt.

Die Freiheit muß uns in ihrer Gefährdung voll bewußt werden; die individualistische Form der Freiheit hat im Grunde das Individuum wehrlos der Masse ausgeliefert, praktisch hat der Individualismus mit der Freistellung des Individuums die Situation verbreitet, die uns heute in der manipulierten Masse begegnet; wenn man wie ich sozusagen als Schulerfahrung das Entstehen des Dritten Reiches unter Schülern miterlebt hat, dann weiß man, wie sehr das Ausgeliefertsein an einen bindungslosen Individualismus die eigentliche Basis für das Vordringen des Totalitarismus ist. Deswegen sollten wir in unserer Volkshochschule das Engagement der Person mit der Offenheit gegenüber dem anderen und der Freiheit der Institution verbinden. Bildung in einer pluralistischen Gesellschaft in einem Volke, in dem Interessengruppen der verschiedensten Art und Religionen verschiedenster Art darauf angewiesen sind, miteinander zu leben, ist nur in einem Spielraum möglich, den im Modell vorzuführen, eine entscheidende Aufgabe der Volkshochschule ist. Damit wird die Volkshochschule auch zum Modell für eine Form des Zusammenlebens und -wirkens, die im politischen Raum bei uns nicht oder nur schwach gelingt. Wir stehen in der Bundesrepublik in Gefahr, die jüngere Generation nicht zu einer skeptischen, sondern, was ich für sehr viel schlimmer halte, zu einer opportunistischen zu machen. Dieser Opportunismus ist, wenn man genauer hinsieht, nicht so stark, wie man nach den Darstellungen mancher Zeitungen glauben könnte; dieser Opportunismus ist im Grunde oft ein sehr reales Verhalten, und es liegt an uns, und zwar an uns, die wir in der Volksbildung stehen, ob dieser scheinbare Opportunismus sich in ein reales Verhalten in der Gesellschaft umsetzt, das wieder auf der Bindung, die allein Freiheit möglich macht, beruht. Wenn wir eine opportunistische Haltung zum Grundprinzip der modernen Konsumgesellschaft machen, dann kann man sich die politischen Folgerungen daraus selbst ausmalen.

### Hans Hartmann zum Gedächtnis\*

Unter die frühen Toten unserer Schule im Sterberegister dieses Jahres gehörte auch er. Aber sein Schicksal hat ein Anrecht darauf, durch Hinweis herausgehoben zu werden aus der schmerzlichen Reihe derer, die unvollendet hinweg müssen. Die Art, wie er sein kurzes Leben füllte, und wie der Tod es auslöschte, rechtfertigt und gebietet es. Um Begriff der Schule hängt das peinliche Amt, daß sie Zensuren ausstellen muß. Doch welcher Glanz breitet sich über ihr graues

\* Hans Hartmann war der Sohn des Universitätsprofessors Dr. Max Hartmann. Er hat unsere Schule von der damaligen Senta an besucht und hat Ostern 1926 die gymnasiale Reifeprüfung bestanden. Der Nachruf ist zuerst in Nr. 7/8 der „Dahlemer Blätter“ von 1937 veröffentlicht worden, und nur die Heimler haben damals von ihm Kenntnis erhalten. So wird er jetzt noch einmal der ganzen Schule mitgeteilt. Ist ein Jubiläum so etwas wie ein Lebensgipfel einer Schule, so darf sie an einem solchen Tage wohl auch Kunde geben von einem ihrer alten Schüler, dessen Leben sich so früh im höchsten Gipfelstreben verzehrt hat. D. S.

Geschäft, wenn sie die Elle des Anspruchs sinken lassen, wenn sie einmal das ganz andere tun darf, nämlich Zeugnis ablegen von einem ungewöhnlichen Sohn.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1937 wurde Hans Hartmann von einer Lawine verschüttet. Mit sechs anderen Kameraden der deutschen Himalaya-Expedition traf ihn das gleiche Geschick auf einer Gletscherterrasse in 6000 m Höhe. Jede Zeitung erzählte davon. Es war drei Tage nach der Eintragung in seinem Tagebuch, wo er von der Kälte (-21°), den tückischen Nebeln und den mächtigen Schneefällen berichtete und mit den Worten schloß: „Wir wollen diesen Kampf freudig aufnehmen. Denn uns gilt der Kampf mehr als ein leichter Sieg. Und den Berg werden wir am meisten lieben, um den wir am härtesten gekämpft.“

Der großen Sprache der Berge war der junge Student der Medizin früh verfallen, der 1926 bei uns die Reifeprüfung ablegte. Er war ein Gipfelmensch, einer von den seltenen, die sich von der Magie der höchsten Spitze in Urverwandtschaft gerufen fühlen. Auf der Himalaya-Expedition von 1931 hatte er mit seinem Freunde von den Bergriesen Asiens 8000 m erklommen. Dann mußten sie dicht vor dem Ziele wegen Lawinengefahr umkehren. Damals notierte er in seinem Tagebuch: „Wie ungern sich doch ein Mensch von dem höchsten Punkt trennt, den ein kurzes Leben ihm zu erreichen vergönnte.“ Den Bergen gehörte auch dann noch sein Herz, als ihn menschen-gleichgültige Naturgewalten grimmig geschlagen und verstümmelt hatten.

Als er zur Teilnahme an der Himalaya-Expedition von 1931 ausgewählt war, bereitete er sich in den Alpen bergsteigerisch jahrelang für diese Aufgabe vor. Bei der Winterbegehung des Bianca-Grates, der zum Piz Bernina-Gipfel führt, erfroren ihm 1929 beide Füße. An jedem Bein wurden ihm Vorder- und Mittelfuß amputiert. Wie ein kleines Kind mußte er von neuem lernen, auf ebener Erde sich zu bewegen. Für immer schienen ihn die Berge ausgestoßen zu haben. Doch sein hochgemuter Sinn ließ sich nicht verbittern und wich nicht zurück vor diesem Prankenschlag des Schicksals. Schuhe erfand er sich, die den fehlenden Teil seiner Füße ersetzten. Wiederum stand er in seinen Bergen, rang ihnen mühselig jeden Meter ab. Wie er wieder den ersten 3000-m-Gipfel bezwungen und sich mit den blutig aufgeschundenen Narben seiner Fußstummel ins Tal schleppte, war ihm ein Sieg gelungen, der alle Schmerzen übertönte. Und als ob er nun käme, sich der Herausforderung der mitleidlosen Natur von einst aufs neue zu stellen, stieg er zum zweitenmal den Bianca-Grat hinauf. Nun war er wieder ein Gipfelsucher von Berufung, er, der Krüppel. Wann wird sich den eisigen, sturmmurrauten Zinnen des Himalaya noch einmal ein Mann nähern, der vorher an Leib und Seele eine solche Bewährungsprobe über sich ergehen lassen mußte, wie Hans Hartmann!

Die Sorge um das Versagen seiner „kleinen Füße“ war das Gespenst, das ihn 1931 im Himalaya bis zur 8000-Meter-Höhe begleitete. Hier drohte dann das Verhängnis seinen Lauf zu nehmen. Man lese seine ergreifende Eintragung aus der schlaflosen Nacht im engen Loch einer Eishöhle!\* Doch die Berge wollten ihn diesmal noch nicht. Sie gaben ihn frei und blieben stumm vor den Fragen, mit denen er wie schicksalsklüftern sein Tagebuch ausklingen ließ: „Habe ich vielleicht nur deshalb meine Füße euch opfern müssen, ihr Berge, weil ich noch zu viel Liebe zu den Tälern in mir trug und ihr mich ganz besitzen wolltet? ... Und wie ich meine Füße jetzt nur zaghaft und langsam abwärtssetzen kann, so findet auch mein Herz jetzt nur mühsam den Weg hinab zu den Menschen. Allzugern ließe ich es droben — ob es wohl dort meine Heimat hat?“

\* Das Rantschtagebuch von Hans Hartmann, hrsg. von Karl Wien, München 1934, S. 130.

So erzählen wir nun von seinem weiteren Leben in den „Tälern“. Kurz vor der Abreise zur Himalaya-Expedition von 1931 hatte er mit vorzeitigem Termin das ärztliche Staatsexamen bestanden. Er sollte ja nicht bloß als erfahrener Alpinist mitgehen und als Kamerad mit einem Herzen für große Wagnisse und Hingabe an Hohes. Nicht nur der Gipfel des Rangchendzönga, auch wertvolle Forschungsergebnisse sollten gewonnen werden. Hans Hartmann hatte das Aufgabengebiet, am Blutbild, Puls, der Muskelkraft und der Empfindungsreaktion planmäßig zu beobachten, wie sie sich unter dem Einfluß der Höhe verändern. An diesem wissenschaftlichen Auftrag erwachte die Forschernatur, die der andere Teil seiner Begabungen war. In den Instituten in Göttingen und Heidelberg arbeitete er später in dieser Richtung weiter. Der gediegene Charakter seiner Veröffentlichungen bewirkte, daß er in das Luftfahr-Medizin.-Forschungsinstitut nach Berlin berufen wurde. Schnell lernte er bis zur Meisterschaft fliegen, und nun entwich er auch auf diesem Wege gern den „Tälern“. In den letzten ersteigbaren Höhen über dem Tempelhofer Feld verglich er die Beobachtungsergebnisse mit dem, was der Aufenthalt in der Gletschermwelt des Himalaya ihn gelehrt hatte. Was mit Hilfe des Flugzeugs nicht mehr enträtselt werden konnte, probte er in der Unterdruckkammer unter Lebensgefahr am eigenen Leibe aus. Hier ertrug er noch Luftverhältnisse, die der Höhe von 14 900 Meter entsprachen. Selbst die Fachgenossen wunderten sich über die phänomenalen Lebenskräfte in seinem Körper. Die Ergebnisse der jahrelangen Beobachtungen und Forschungen fanden ihre Verwertung in der Habilitationsschrift. Er reichte sie 1937 der Universität Göttingen ein, von der sie mit größtem Lobe beurteilt wurde. Ernst Hartmann war nun wohl auf dem Wege, wahr zu machen, was ein amerikanischer Gelehrter verheißungsvoll von ihm gesagt hatte: „Er ist einer jener jungen Leute, um die man Deutschland beneiden muß“. Im Alter näherte er sich jetzt dem 29. Jahre, er war verheiratet, Familienvater geworden. Es schien, als ob der Lebensgang im „Tale“ ihn mehr und mehr mit Aufgaben ausfüllte und hier stille werden ließ.

Da traf ihn 1937 der Ruf des Freundes, des treuesten Genossen seiner Berge, sich doch an dem neuen Kampf mit dem Himalaya zu beteiligen. Das Unternehmen hieß die Nanga-Parbat-Expedition. Nur seine nächsten Menschen werden wissen von der Dual des Widerstreites, in die er sich mit einem Schlage geworfen sah. Sein Gemüt war tief und lauter genug für einen solchen Konflikt der Pflichten, wo dann auch die Entscheidung noch im Schatten des Vorwurfes bleibt, einer Schuld mit keinem Entschluß enttrinnen zu können.

Er folgte schließlich dem Befehl der Worte von Walter Flex. Als Bekenntnis schrieb er sie nun in sein Himalaya-Tagebuch, als hielt er sich daran fest:

„Was Frost und Leid!  
Mir gilt ein Eid,  
Der glüht wie Feuerbrände.  
Es ende drum, wie's ende.  
Deutschland — ich bin bereit!“

Dann kam jener letzte Tag, von dem das Tagebuch des Verschütteten ahnungslos und doch mit sonderbarem Aufmerken berichtet: „Ich steige heute so leicht und ohne schnaufen zu müssen, wo ich normalerweise tiefer einsinke und mich mehr schinden muß als andere. Das ist mir wie ein Wunder und macht mich still und dankbar.“ In der Nacht fuhr die Gigantenhand blinder Naturmacht als Lawine über die im schützenden Schnee eingebetteten Zelte der Schlafenden. Es zermalnte sie nicht, es schleuderte sie nicht in den Abgrund, es deckte die rasch Ersticken

\*\* Deutsche Medizinische Wochenschrift 1937, Nr. 36, S. 1388.

zu unter einer daherherdonnernden Woge von Eis und Schnee. Da ruhen sie nun, die kühnen Söhne des Berges. —

Eine Schule bringt keinen ungewöhnlichen Sohn hervor, sie erhält ihn immer geschenkt. Sie kann ihn bloß fördern und seinem sich entfaltenden Wesen beistehen, oder ihn eine Zeit unsicher machen und ihm Steine geben statt Brot. Dabei bleibt sie über die Wirkung stets im Unsicheren. Weiß man von der Schulbank aus doch nie, welche Rangordnung einmal das spätere Leben bestätigen wird. Hans Hartmann, der reife Mann, der einst kein sogenannter Musterschüler war, schrieb bei einer Gelegenheit: „Wie oft ist es mir im Kreise gleichaltriger Kollegen so gegangen, daß ich der einzige war, der mit Stolz von den letzten Jahren auf der Schule gesprochen hat.“ So ist uns der Frühvollendete vom Himalaya ein Zuspruch und ein pädagogisches Vermächtnis. Und seine ehemaligen Klassengenossen wissen am besten, wie das gemeint ist. Dr. Wa.

## Der Leiter der Missionschule am Kilimandscharo

Man muß für ihn das Wort ergreifen, weil es ihm nicht zusteht, der Welt von sich und seinem Tun zu erzählen. Er hat sich von den irdischen Verbindlichkeiten abgelöst, die sonst das Leben regeln, und hat auf die Ansprüche des Eigendaseins verzichtet. Als Mitglied der amerikanischen Holy Ghost Fathers (Väter vom heiligen Geist) leitet er heute eine Negerschule in Umbwe unter dem Stamm der Chaggas auf einem Hange des obengenannten Gebirges.

Von allen heute lebenden Alten Arndtern ist sein Werdegang wohl einer der ungewöhnlichsten. Dies nicht schon, weil er immer mehr nach innen führte, wogegen er sonst nach außen zu gehen, an Weltbreite und Weltbesitz zu gewinnen pflegt. Die Überraschung der Wendung ist es, weil sie am Primaner Anton M. in den Jahren 1928—1930 so gar nicht als mögliches Schicksal anmerkbar war. Irgendwann muß er sein „Damaskus“ erlitten haben. Aber vielleicht haben wir von den schon latent vorhandenen Voraussetzungen nur nichts wahrgenommen.

Wie wenig schienen ihn damals „der Menschheit große Güter“ aufzuregen. Siemlich gelassen saß er immer in seiner Bank vorn rechts und ließ kaum erkennen, ob ihn etwas interessierte. Seine Begabung erlaubte ihm, die Beteiligung im Unterricht nach Belieben einzurichten. Man hätte ihn für einen der Jünglinge halten können, die zu früh zu viel erfahren haben und nun nicht mehr glauben, daß eigentlich noch viel kommen könnte. Aber er hatte eine Liebe zur Musik und spielte gern und gut Klavier, was er wohl seiner Mutter zu verdanken hatte. Aus einem gutsituierten Hause stammend, sein Vater war Mediziner und Professor an der Charité, wird er es wohl für selbstverständlich gehalten haben, daß auch er einmal mit Erfolg auf der Straße äußeren Wohlergehens wandeln werde.

Anvergeffen ist mir jene Deutschstunde geblieben, als er bei der abschließenden Besprechung von „Minna von Barnhelm“ plötzlich seine sonstige Zurückhaltung aufgab, sich erhob und der überraschten Klasse erklärte: „Major Tellheim ist ein Narr. Was faselt er immerzu von seiner Ehre und hält damit die ganze Handlung des Stückes auf. Er weiß doch, daß Minna ihn liebt, und Geld hat sie außerdem noch. Was braucht er denn mehr!“ Auf sprang „Tönnchen“ B. und rief: „Mensch, hast du denn kein Gefühl dafür, was Ehre ist?“ Darauf Anton M. schlagfertig: „Ich überlasse dir gern Lessings Zirkeldefinition, Die Ehre ist die Ehre.“ In einem Brief aus Afrika schrieb er 1956 über jene Schuljahre: „The germs of madness blinded many of us.“

Nach 1933 emigrierte er nach Südafrika. Es scheint, daß er „in that perfect madehouse“ Johannesburg sich darüber klar und schlüssig geworden ist, worin der weitere Inhalt seines Lebens zu bestehen habe. Nun brach er die Brücken zum Deutschtum und zum Judentum ab und trat in USA in die Congregation Sancti Spiritus ein. Er wollte nicht der Welt entfliehen, wollte ihr fortan aber in völlig neuem Auftrag begegnen. Denn nicht nach Geborgenheit hinter Klostermauern verlangte ihm. Er suchte das Heil seiner Seele, indem er nach seinem Vermögen im Dienst der Kirche praktische Hilfe leistete. Der Aufenthalt in Südafrika hatte ihn darüber belehrt, wo und wie sie zu bringen sei. Er ließ sich zum Missionspriester bei den Negern Ostafrikas ausbilden. In einem Brief schrieb er: „Der Neger ist vielleicht für den Europäer irgendwie die Probe seiner Menschlichkeit.“

Diese „Probe“ aber sieht Anton M. in der Beantwortung der Frage, „ob wir uns unserer tiefen Verantwortung als Vermittler des Glaubens und der Wissenschaften in Demut bewußt werden und bleiben“. Für ihn stellt der Neger noch unverbrauchtes und unverdorbenes Menschentum dar, voll „Tiefe und Möglichkeiten der Güte“. Aber den Afrikanern liegt die Hoffnung, daß sie „als geschichtlich bewußtes Volk“ einst nicht versagen werden, wie es „den Deutschen und den Juden“ widerfahren ist, „die zu Großem berufen waren und darin so oft gefehlt haben“.

In dieser Überzeugung waltet unser alter Arndter am Fuße des Kilimandscharo auf einer Ebene in 1600 Meter Höhe seines Amtes. Er leitet mit einem anderen Priester und vier schwarzen Lehrern eine höhere Schule, die von 123 jungen Negern besucht wird und nach ihrem Bildungsgrad etwa unserer 9. und 10. Klasse entspricht. Englisch ist die Unterrichtssprache, während in den unteren Klassen in der künftigen Einheitsprache Ostafrikas, in Suaheli, unterrichtet wird. Er rühmt „die ungeheuere, oft rührende Lernbegierde der Schüler“, bei der „Disziplin kein großes Problem ist. Die Menschen hier haben ein erstaunliches Gefühl der Würde. Wenn man ihnen mit christlicher Ehrfurcht begegnet, ist es dem europäischen Lehrer und Priester vergönnt, viel zu geben und viel zu empfangen“.

Der missionierende Christ Anton M. ist in seinem Bewußtsein Europäer geblieben. Er hat sich nicht an Afrika verloren, wie es so manchem Europäern ergangen ist. Als Europäer schrieb er den Satz: „Wenn nicht ein Untergang, so ist es doch ein gefährdeter Übergang des Abendlandes, in dem wir uns befinden.“ Aber er steht vor seinen Negerenschülern als Lehrer „in der Haltung des Herrn, der seinen Jüngern die Füße wusch“. Als unsere Schule gegründet wurde, hatten die Staaten Europas die koloniale Eroberung und Aufteilung Afrikas gerade vollzogen. Welch ein Wandel in der Rolle des weißen Mannes in fünfzig Jahren!  
Dr. Wa.

## Schüleranteil am Schulregiment

von stud. iur. Hauke Jessen (Abi. 1955)

Wenn ist als jüngster „Ehemaliger“ hier das Wort ergreife, wird man verstehen, daß ich keine sentimental-verfälschten Betrachtungen über die gute alte Schule anstelle, mit ihren Lehreroriginalen, denen die Erinnerung im Laufe der Zeit eine seltsame Schnurrigkeit anzudichten pflegt. Die drei Jahre, die gerade vergangen sind, seit sich die Schultore zum letzten Male hinter mir schlossen, reichen nicht, um Dinge und Menschen solche abenteuerlichen Wandlungen durch-

machen zu lassen. Manche Ereignisse in meinem Schuldasein stehen noch so lebendig vor mir, als wären sie mir gerade gestern widerfahren; würden sie morgen wiederum eintreten, fände ich das eigentlich ganz in Ordnung. Es verhält sich damit ungefähr so wie mit jenem Traum, den oft selbst schon ergraute Männer erleben sollen: Sie stehen wiederum als Primaner vor den Schranken der hohen Prüfungskommission und müssen ihr Abitur absolvieren. Nur fehlt meiner Erinnerung das Beklemmende dieses Traumes.

Es handelt sich dabei um die Erinnerung an mein Mitwirken in einer Einrichtung, die zu den Lichtpunkten unserer Schule gehört, ich meine die Schülermitverwaltung. Diese Einrichtung ist in der Tat an unserer Schule so vorbildlich entwickelt — ich hoffe auch heute noch —, daß sie in dieser Jubiläumsausgabe nicht unerwähnt bleiben sollte.

Wenn ich dieses Wort „Schülermitverwaltung“ höre, dann tun sich in meiner Erinnerung die gepolsterten Doppeltüren des Direktorzimmers auf, ich sitze mit meinen „Amtskollegen“ wieder auf dem großen, dunklen Ledersofa dem Schulleiter gegenüber. Etwas eingeschüchtert durch die männlich-ernste Atmosphäre des Holzgetäfelten Raumes, aber doch im Bewußtsein der wichtigen dienstlichen Mission tragen wir die Anliegen der Schülerschaft vor — oder doch das, was wir für solche halten. Sie werden zur Kenntnis genommen, begrüßt, abgelehnt, das eine oder andere wird richtig gestellt, Notizen werden gemacht. Wir ringen mit heiligem Ernst um unsere Anliegen, aber wie von selbst schweift das Gespräch immer wieder ab, berührt irgendein aktuelles Ereignis, wandert zu einer philosophischen Frage, kommt zu irgendeinem geschichtlichen Vorfall und ist unversehens wieder beim Ausgangsgegenstand angelangt.

Warum ich das erzähle? Weil sich darin der tiefe Sinn offenbart, den dieses Zusammenwirken von Lehrer und Schüler im Dienste der Schulgemeinschaft haben kann: Es schafft die enge persönliche Bindung, die Voraussetzung für jede Erziehung ist, die über bloße Wissensvermittlung und Verstandesbildung hinausgehen soll. Innerhalb der Klasse ist es schwierig, solch Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler herzustellen, weil sie sich doch immer nur als Lehrende und Lernende gegenüberstehen — von wenigen Ausnahmen abgesehen. Es ist aber da möglich, wo beide für die gleichen Aufgaben zusammenwirken. Deshalb war für uns diese regelmäßige Besprechung am Sonnabendvormittag im Amtszimmer des Direktors die kostbarste Zeit in der Schulwoche, mochten die Blicke der Fachlehrer, die uns trafen, wenn wir mitten in der Stunde in den Unterricht zurückkehrten, auch oft etwas anderes sagen.

Neben diesem Zusammenwirken von Erzieher und Zögling bringt die Mitwirkung in der Schülermitverwaltung eine Notwendigkeit mit sich, die im jugendlichen Alter sehr heilsam ist: man muß über gewisse Lebensbereiche verantwortlich urteilen und weiß, daß man dabei ernst genommen wird. Das zügelt das Angestüm der jungen Jahre und gibt einen Blick für Realitäten, den man sonst erst viel später gewinnt. Nachträglich erscheint es mir ganz unwahrscheinlich, wie gut wir die Dinge durchdenken mußten, für die wir eintraten. Denn wir waren ständig den recht lebendigen Angriffen unserer Kameraden ausgesetzt, die uns durch ihren Scharfsinn für kritische Einwände oft überrascht haben und einem guten Rechtsanwalt alle Ehre gemacht hätten. Aber solche Möglichkeiten der Jugend kommen nur zur Entwicklung, wenn man ihr wirkliche Gegenstände gibt, mit denen sie sich beschäftigen kann. Bei allem Idealismus kann Jugend nicht in die Luft bauen, nur um irgendwelcher pädagogischen Werte willen, die sie ja zunächst gar nicht sieht, und von denen nur die Erwachsenen wissen. Gerade diejenigen, die in der

Schülermitverwaltung praktisch mitmachen, sind gewöhnlich in einem Alter, in dem die Entwicklung sie erstmals auf die Besonderheiten ihres Ichs aufmerksam werden läßt. Das Streben, dieses neue, verborgene Ich in irgendwelchen Formen gestaltend sichtbar zu machen, schafft besonderen Betätigungsdrang. Man ist auch von Reinheit und Gerechtigkeit durchdrungen und wünscht, seine Ideale nach außen zu verwirklichen.

Bei uns gab es solche Möglichkeiten, so bescheiden sie auch im einzelnen gewesen sein mögen. Ich denke etwa an die Verwaltung des Fahrradschuppens und der Schülerbücherei, die Beschaffung verbilligter Theaterkarten, den Verkauf von Milch und Brötchen in den Pausen, die Mitwirkung an der Aufrechterhaltung der Ordnung im Schulhaus, die Anschaffung von Büchern, Schallplatten und Sportgeräten aus Mitteln der Schülerkasse und schließlich an die Veranstaltung von Theateraufführungen und besonderer sportlicher Wettkämpfe. Sogar die Einrichtung eines Schülergerichts haben wir angebahnt, sie hat aber kein rechtes Leben erhalten. Man sollte nicht kleinlich sein mit der Übertragung solcher Aufgaben an die Schüler und nicht im „Als-Ob“ stecken bleiben. Hier muß Vertrauen gewagt werden! Abgesehen von dem erwähnten erzieherischen Gewinn hat es sich gezeigt, daß so den gequälten Pädagogen eine Menge lästiger Verwaltungsarbeit abgenommen werden kann. Die Schüler ihrerseits lernen, mit ihren Mitmenschen umzugehen, und die Erfahrungen, die sie dabei sammeln, bilden ein gutes Gegengewicht zu den himmelblauen Idealen, von denen sie durchdrungen sind. Diese glückliche Verbindung von Arbeit und Erziehung gibt es durchaus nicht in allen Schulen. Mancher Lehrer hat Sorge, nicht mehr die nötige Rolle zu spielen, wenn andere auch was tun, und er vergift dabei, daß er eben nur Erzieher sein soll, nicht Manager seiner eigenen Wichtigkeit. Die Lehrer werden immer schon dadurch belohnt werden, daß sie so einen Kreis von Schülern heranziehen, die sie verstehen, sie unterstützen und nicht nur Quälgeister des Alltags sind. So bringt die Schülermitverwaltung auch Lichtpunkte in das Dasein der Lehrer.

Man kann nur hoffen, daß sie nicht als demokratische Modeerscheinung abgetan wird, sondern sich immer ihren Platz in der Schule erobert. Als Schüler gewinnt man viel dabei: gewisse Grunderfahrungen alles politischen Lebens und außerdem jenes, von dem es in einem englischen Schulroman heißt: „I learned the grammar of handling man.“ Man verliert das Bewußtsein, passives Objekt der Pädagogik zu sein, das nur für die Lehrziele da ist.

## Vom alten LB

von Dr. Wolfgang Friße (Abi. 1934)\*

Wer von den alten LBern erinnerte ihn nicht, den länglich-ovalen Tisch, straff überspannt von einer recht alten, zerschliffenen grünen Decke, umstanden von einer Reihe hochlehnig-steifer schwarzer Stühle, in einem kleinen rechteckigen Raum im Erdgeschoß des Hauses Burgund? Wer erinnerte nicht auch die niedrige Deckenlampe, die ein nicht sehr helles, aber doch recht gemütliches Licht über sein Rund verbreitete? Jeden Donnerstagabend versammelte sich hier eine Schar ernstgesinnter junger Musenfreunde, Sekundaner und Primaner unseres

\* Der Verfasser, heute Assistent am Friedrich-Meinecke-Institut der F. U. Berlin, ist 1933/34 Vorsitzender des LB (Literarischen Vereins) gewesen. D. S.

lieben LB, machte es sich auf den besagten Stühlen rund um den Tisch und dem kleinen Ledersofa in der Ecke rechts neben der Tür so bequem, wie es eben möglich war, setzte Pfeifen und Zigaretten in Brand, bis das Haupt der Runde sich auf dem kleinen Lehnstuhl am Tisch niedergelassen hatte und aus der mitgebrachten Aktentasche irgendeinen Band herauszog, nachdem die Augen ringsherum nun neugierig erwartungsvoll zu spähen begannen.

Das war der L. V., der Literarische Verein. Er war nur klein, hatte wohl kaum mehr als fünfzehn Mitglieder und konnte insofern keinen Vergleich mit dem viel stärkeren Ruderverein aushalten. Aber nicht nur deshalb blühte er ein wenig in der Verborgenheit, und er trat im Leben der Schule nur ausnahmsweise, nur bei bestimmten Gelegenheiten in die Erscheinung. Er hielt auch auf eine gewisse Exklusivität, gab sich ein wenig esoterisch: das „Niveau“ sollte gehalten werden, es sollte eine Ehre bleiben, der Aufnahme in den L. V. gewürdigt zu werden. Denn jeder Wer war stolz auf seinen Verein und betrachtete ihn als seine Sache, für die er mitverantwortlich war. Ebenso wie der Ruderverein war auch der L. V. ein wirklicher Schülerverein, dessen Schülermitglieder ihn selbstständig verwalteten. Es gab einen gewählten Vorstand, es gab eine Satzung, die von allen Mitgliedern gemeinsam geschaffen und fortentwickelt worden war. „Schuloffiziell“ wurde der Verein durch die Person des Protectors, der dem Lehrkörper der Schule angehörte und an allen Veranstaltungen des L. V. teilnahm. Zu unserer Zeit freilich verhielt es sich so, daß unser Protector aus dem Lehrerkollegium bereits ausgeschieden war und sich ein anderes Tätigkeitsfeld gesucht hatte, aus Freude an der Sache aber diese eine Schulfunktion noch beibehielt.

Mit welcher Geduld und Nachsichtigkeit, mit welcher wahrhaft pädagogischen Liebe hat er uns gewähren lassen, ist er auf alle unsere Einfälle und Wünsche eingegangen und hat er es verstanden, selbst dort noch, wo in Wahrheit seine Meinung sich durchgesetzt hatte, es uns so erscheinen zu lassen, als seien wir die Initiatoren. Denn natürlich war er der spiritus rector unserer kleinen Gemeinde, von ihm gingen alle wesentlichen Anregungen aus, er war es vor allem, der aus seiner reichen Kenntnis der europäischen Literatur die Auswahl unseres Lesestoffes traf, immer jedoch bereit, auf unsere Wünsche zu hören.

Indem er uns jede Freiheit ließ, alle „literaturpolitischen“ Fragen mit uns besprach, alle reinen Organisationsfragen aber uns vollkommen überließ, nur ab und zu ein sanft mäßigendes Wort dreingehend, gewann er unsere Herzen. Wir liebten und verehrten ihn, den so unendlich wohlwollend in unsere Runde blickenden kleinen runden Herren, der aus jedem von uns das Beste herauszulocken verstand — wir lieben und verehren ihn noch. Wir waren und wir sind ihm aus tiefsten Herzen dankbar für allen Reichtum, mit dem er uns beschenkt hat, er, unser alter Protector, Dr. Wilhelm Köhler.

Was war es jeden Donnerstagnachmittag für ein herrliches Gefühl stillen Vorgesusses der zu erwartenden literarischen Leckerbissen, wie freute man sich auf das gemütlich-schummrige L. V.-Zimmer, die Begrüßung mit den Freunden, mit dem Protector — daß wir ihn unter uns nie anders als „Mops“ nannten, ist ihm keineswegs verborgen geblieben —, die Präliminarien, die sich verbreitende Stille und endlich, nach einem Räuspern, einem Rücken an der großen Hornbrille, das Vorlesen. Denn er selbst las uns vor, und wer verstand zu lesen wie er! Seiner Lesekunst konnte sich niemand entziehen, und unvergeßlich haften einzelne Leseerlebnisse in der Erinnerung, wie etwa Sudermanns herrliche „Reise nach Sibirien“, Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“, Hauptmanns „Einsame

Menschen“, Strindbergs „Traumspiel“, Hesses „Siddharta“ und so vieles, vieles andere. Er machte uns vor allem mit der europäischen Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts bekannt, die in der Schule damals jedenfalls zurücktreten mußte. Dabei wurden Dramen und Novellen wegen ihrer besseren Eignung zum Vorlesen bevorzugt. Romane wurden gelegentlich wohl in Mitglieder-vorträgen behandelt. Ein besonderes Erlebnis aber war wohl für alle, die an ihm teilhaben durften, die Lesung des ganzen 2. Teiles von Goethes Faust, die mit einem gemeinsamen Besuch der damals gerade laufenden großen Faustinszenierung des Schauspielhauses — mit Krauß und Gründgens — beschloffen wurde.

An alle diese Lesungen schloß sich selbstverständlich eine ausgiebige Diskussion des Gehörten, in der wir uns in das Verständnis unserer Lektüre hineinzuarbeiten suchten. Da ist wohl so mancher jugendliche Unsinn geredet worden — aber was schadet das! „Mops“ hielt sich dabei weise zurück und ließ uns selbst nach den Perlen fischen, wohl wissend, wie sehr die eigene Mitarbeit die Aneignung geistiger Einsichten fördert.

Höhepunkte des L.B.-Lebens aber waren die alljährlichen Aufführungen, die unser Protektor selbst inszenierte und die vor der Schule in der Aula stattfanden. „Mops“ war wohl derjenige von uns, dessen Begeisterung dabei am größten war, er übertrug sie auf uns alle, uns alle riß er mit, und wir wetteiferten miteinander, jeder auf seinem Gebiet, die Aufführung des Jahres zu einem Ereignis werden zu lassen, das sich würdig in die große L.B.-Tradition einreihete. Die Aufführungen waren für den L.B. die „Hochzeiten“, zu denen er auf eine möglichst anspruchslose Weise dem Schulganzen von sich und seiner Arbeit Kenntnis gab. Zugleich aber war ihre Vorbereitung, die mit der Lesung des Stückes begann, für uns gewissermaßen die hohe Schule der dramatischen Literatur, denn auf welche Weise dringt ein Kreis junger Menschen tiefer in Geist, Form und Sinn eines Schauspiels ein, als wenn er es sich „erspielen“ muß! War das Werk dann endlich wohl gelungen, dann wurde ein rauschendes Fest gefeiert. Als unsere gütige Gastgeberin durften wir dann auch die liebenswürdig-heitere Gattin unseres Protektors kennenlernen, die der Jugend nicht minder freundlich gesinnt war als er selbst.

So war der alte L.B., der leider in den dreißiger Jahren einem damals erlassenen Verbot der Schülervereine zum Opfer gefallen ist. Nach dem Kriege hat er im Gegensatz zum Ruderverein eine Auferstehung nicht mehr gefunden. Vielleicht wird er aber doch noch einmal zum Leben erweckt. Es lohnt sich. Und so wünsche ich der Schule auch in den nächsten fünfzig Jahren einen literarischen Verein, wie wir ihn hatten.

## Eine Ruderer-Brief aus Hongkong

von Ulrich Rothe (Abi. 1916)

Sehr geehrter Herr Dr. Weßlau!

Gestern erhielt ich mit Schiffspost die „Dahlemer Blätter“ (Nr. 1/33), die ich wie stets von vorn bis hinten genauestens gelesen habe. Ganz besonders aber hat mich Ihr Bericht über die Ruderriege des U.G.D. gefesselt, der ich als Sekundaner und Primaner voller Begeisterung angehört habe und dessen für die Stileruderprüfung verliehene Nadel ich noch heute besitze. Und daß der gute alte Riemdierer „Ernst Moritz Arndt“ immer noch unter der riegeneigenen Bootsflotte

aufgezählt ist, obwohl er im nächsten Jahr sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern kann, hat mich wirklich gerührt. Welche Erinnerungen werden da wach!

Zuletzt habe ich im „Ernst Moritz Arndt“ gerudert — und dies war zugleich meine letzte Fahrt als Schüleruderer —, als fünf gleichgesinnte „Leidensgenossen“, will sagen Notabiturienten des Jahrgangs 1916, in der Zeit zwischen der schriftlichen und mündlichen Prüfung eine mehrtägige Wanderfahrt nach Rezin unternahmen. Abgesehen von der Freude am Wanderrudern bewog uns dazu die, wie ich rückblickend feststellen muß, angesichts unserer Jugend beachtlich weise und reife Erkenntnis, daß wir in den wenigen Tagen selbst bei eifrigstem Büffeln nicht mehr die vielen Lücken in unserem Wissen schließen könnten, die natürlich nur deswegen vorhanden waren, weil wir im Unterricht „gerade gefehlt“ hatten. In jeder Hinsicht vom Glück begünstigt, war denn auch der Erfolg ein doppelter: eine durch ideales Wetter und vorbildliche Kameradschaft unvergeßliche Ruderfahrt und ein glattes Bestehen des Mündlichen. Allerdings sei nicht verschwiegen, daß wir — ich weiß leider nicht mehr, ob alle oder nur die Mehrzahl von uns — schließlich durch Befreiung von der mündlichen Prüfung auch davon befreit waren, die Richtigkeit unserer Theorie zu beweisen.

Vielleicht interessiert es Sie und die heutigen Mitglieder der Ruderriege des U.G.D., daß ich der damals gefaßten Liebe zur Ruderrei mein bisheriges Leben treu geblieben bin, wann immer geeignete Gewässer verfügbar waren. Zunächst hat man bei der Kaiserlichen Marine zwar versucht, mir durch rohes Rutter- und Barkassenpullen die Grundlagen des auf dem Kleinen Wannsee angeeigneten guten Stils zu verderben. Es ist dies aber erfreulicherweise nicht restlos gelungen, denn ich habe dann in den Jahren 1920 und 1921 für den damaligen „Der Hamburger Ruder-Club“ (heute: Der Hamburger und Germania-Ruder-Club), den ältesten deutschen Ruderverein, in Hamburg, Lübeck, Schwerin, Rostock und vor allem auf der „Großen Grünauer Regatta“ Vierer- und Achterrennen gerudert und zum Teil auch gewonnen.

Ab 1922 in Tientsin (China) lebend, haben mich auch die von mitgeführtem Löb und sonstigem recht trüben Fluten des Peiho nicht vom Rudern abschrecken können. Ich gehörte dort zu der deutschen Mannschaft, die im Frühjahr 1925 den internationalen Vierer um einen noch von Kaiser Wilhelm II. gestifteten Wanderpreis und im Herbst des gleichen Jahres den internationalen Achter gegen die bis dahin ungeschlagene englische Konkurrenz gewinnen konnte. Anschließend folgte eine lange, mehr als zwanzigjährige Pause, während der ich in Peking mangels geeigneter Gewässer gänzlich auf den Rudersport verzichten mußte. Stattdessen habe ich mich mit dem Reitsport, für den ja angeblich der Wassersportler eine Vorliebe haben soll, getröstet, zumal die Pferdehaltung damals in China besonders billig war. Fast täglich wurden — nach meiner Verheiratung zusammen mit meiner Frau und später mit unseren Kindern — schöne Ritte unternommen, und in den Wintermonaten konnte ich bei Jagden, Geländereiten oder Hindernisrennen manche Preise erringen.

Nach unserer im Jahre 1946 von den Amerikanern veranlaßten und durchgeführten Repatriierung, bei der mit allem anderen Hab und Gut auch meine Fotos und andere Erinnerungen an die Dahlemer Schülerzeit verloren gingen, bot sich mir in Hamburg wieder zum Rudern Gelegenheit, die ich bei meinem alten Club auch weitgehend ausgenutzt habe. Anfangs noch durch Beschlagnahme des Bootshauses und der meisten Boote durch die Besatzungsmacht behindert, später aber regelmäßig ein- bis zweimal wöchentlich wurde morgens vor dem Büro mit ebenfalls mittelalterlichen Gleichgesinnten im Achter oder Vierer

der nach der Währungsreform sich allmählich bildende „Wanst aus den Hüften gehoben“, eine äußerst nützliche Tätigkeit, die im Hamburger Club offiziell und beschönigend mit „Kulturrudern“ bezeichnet wird.

Und nun hier das einzig schöne Hongkong, eine Insel am Rande des Stillen Ozeans, wohin mich das Schicksal im Jahre 1953 verschlagen hat, ist geradezu ein Paradies des Wassersports, dem in allen seinen Sparten wie Schwimmen, Segeln, Wasserfi usw. das ganze Jahr hindurch in den zahlreichen Buchten und zwischen den vorgelagerten kleineren und kleinsten Inseln ausgiebig gehuldigt wird. Aber auch das Rudern wird eifrig betrieben. Die Ruderriege des „Royal Hongkong Yacht Club“, mit zum Teil rechtzeitig vor den Kommunisten geretteten Booten des ehemaligen Deutschen Ruderkubs in Schanghai, hat ein eigenes Bootshaus auf einer kleinen Insel südlich Hongkongs. Um dorthin zu gelangen, muß man an der Steilküste einen Pfad mit 188 Stufen hinunterklettern — leider nachher auch wieder herauf (!) — und wird dann in einem Sampan übergesetzt. Es ist erstaunlich, bei welchen hohen Wellen und zusätzlich oft recht kräftiger Dünung hier noch gerudert wird. Nur Tropenstürme und Taifune gelten als begründete Entschuldigung, nicht aber Tropenregen oder Temperaturen von 30 Grad und darüber im Schatten. Und anscheinend ist der „alte Herr“, zu dem ich inzwischen geworden bin und der jeden Samstagnachmittag kommt, bei den so sehr viel jüngeren Ruderern wohl gelitten, denn sie haben immer einen Platz im Boot für ihn, so z. B. gestern in einem Achter, in dem er von Startübungen und gelegentlichen Zulagen nicht verschont wurde.

Sehr geehrter Herr Dr. Wepflau, der Brief ist länger geworden, als ich beabsichtigt hatte. Die Erinnerungen gingen halt mit mir durch. Ich glaube aber, es wird auch Ihnen als derzeitigem Protektor der Ruderriege des U.G.D. von Wert sein, einmal zu erfahren, welche Früchte mitunter die Saat, die Sie in Ihre Schütlinge legen, tragen kann. Voller Dankbarkeit gedenke ich der Protoktoren, der damaligen Oberlehrer Dr. Schuls, Schmidt und Mohr, die sich einst mit mir so viel Mühe gegeben haben.

Es bedarf wohl kaum einer Erklärung, wie sehr ich es bedauere, nicht zu dem 50jährigen Jubiläum meines Arndt-Gymnasiums und in diesem Falle noch besonders zu der Bootstaufe am Wannsee kommen zu können. Vorausichtlich werde ich aber im nächsten Sommer Heimaturlaub haben und will es dann so einzurichten versuchen, daß ich an einem Ihrer Rudernachmittage teilnehme.

Unbekannterweise grüßt Sie und alle heutigen Mitglieder der Schüler-ruderriege

Ihr ergebener  
Ulrich Rothe.

## Brief aus Nicaragua\*

Nun seid doch mal ehrlich (sprich: Wer hat damals nachhaltig in der Penne aufgepaßt, und weiß, wo Nicaragua liegt, sofern er jetzt nicht gerade mit Kaffee oder Baumwolle handelt?).

Nun, für diejenigen, die ihre geographischen Kenntnisse erweitern wollen, oder sich gar für Land und Leute in fremden Regionen interessieren, will ich

\* Der Verfasser, Hubertus D. Spindler, ist seit 1955 in der Generalagentur des Nord-deutschen Lloyd in Nicaragua tätig. Er kehrt im November zum Stammhaus nach Bremen zurück. D. S.

gerne etwas ausführlicher werden. Der eine oder andere wird sich wohl noch des Schlagers (etwa 53/55) erinnern: „Managua, Nicaragua, is a wonderful town“, ein Schlager, den der damalige Landesvater sich in New York für 53 000 Dollar bestellte, um den Touristenverkehr anzulocken. „Renner“ dichteten den dann um und sangen: „Managua, Nicaragua, is a hell of a place!“ Nun, alles ist relativ. Immerhin, die Zeiten, wo man dort auf nummerierten Ästen lebte, sind vorbei. Und bei gutem Willen und körperlich gesunder Zusammensetzung kann man es aushalten und gute Geschäfte machen.

Was ist nun Nicaragua?

Ein Land!

Ein Land in Zentralamerika, ist zwar das größte, mit etwa 150 000 Quadratkilometern, also ungefähr so groß wie England, allerdings nur mit einer Bevölkerung von etwa 1,25 Millionen.

Ein Land, das Ende des vorigen Jahrhunderts viel von sich reden machte, da anfangs England, später Amerika plante, hier eine Schiffsverbindung zwischen dem Atlantik und dem Pazifik (à la Panama-Kanal) zu schaffen. Verlockend hierfür war der große Nicaragua-See, die von dort vorhandene Verbindung zum Atlantik resp. zur Caribic, der auszubauende Fluß San Juan del Norte, die verhältnismäßig geringen, zu überwindenden Höhen, sowie der zu erbauende Kanal von nur 18 Kilometern als Verbindung vom Nicaragua-See zum Pazifik, d. h. von Rivas nach San Juan del Sur.

Ein Land mit einer in der Welt einmaligen Erscheinung: Haifische (bis zu 2 Meter, 160 Pfund) sowie Sägefische von wohl gleichen Ausmaßen, in einem Süßwassersee, dem Nicaragua-See! Der heutige See war, weiß der Teufel wann, mal eine Meeresbucht, die durch Erdbeben abgeschlossen wurde. Durch den laufenden Zufluß von Süßwasser aus dem 8 Meter höher gelegenen Managua-See und den Flüssen von den Höhen um Matagalpa, sowie durch den Abfluß durch den San Juan del Norte zum Karibischen Meer haben sich die Hai- und Sägefische im Laufe der Jahrtausende an den zwangsläufig zunehmenden Süßwassergehalt des Sees gewöhnt und fühlen sich heute darin außerordentlich wohl, was die vorher erwähnten Ausmaße wohl beweisen, sowie ihre starke Vermehrung und vor allem ihre Angriffslust.

Ein Land, in dem jedes Kind weiß, daß im besagten Nicaragua-See gefährliche Haifische stehen, in dem es aber trotzdem jedes Jahr mehr als einmal zu den bedauerlichen Vorfällen kommt, daß einem darin Badenden oder Wäschewaschenden ein Bein oder Arm abgeknabbert wird.

Ein Land mit einer Hauptstadt, die geographisch seit 110 Jahren besteht, praktisch aber erst seit 27 Jahren. 1931 wurde Managua durch ein Erdbeben fast völlig zerstört. Früher stritten sich die beiden Plätze der größten Menschenzusammenballungen im Lande, Granada als Seehafen (!) — der San Juan del Norte war bis zu Nelsons Schiffsjungenzeit noch schiffbar — und Leon als Handelsplatz am Managua-See, um die Vormachtstellung im Lande, und damit um die Ernennung zur Hauptstadt. — Noch heute ist Granada Sitz der alten, wohlhabenden Familien der spanischen Kolonisten, während in Leon ein geschäftlich regeres Leben herrscht. Man charakterisiert die Bewohner dieser beiden Städte im Lande folgendermaßen: Wenn ein Leonefer

mit der Bahn nach Managua fahren will, dann versucht er, mit dem Bahnschaffner einen günstigeren Preis oder einen Rabatt auf die offizielle Fahrkarte auszuhandeln. — Der Granadenser dagegen geht in den Klub, läßt Champagner auffahren, bezahlt mit einem vale (Schuldschein), der niemals honoriert wird. — Die Väter beider Städte haben dann aber doch rechtzeitig eingesehen, daß man es nicht auf einen Machtkampf mit Waffenlärm ankommen lassen sollte. Erstens kostet das Geld, was rar war, zweitens ist das mit körperlichen Anstrengungen mitunter verbunden, was bei den Temperatürchen den Menschen abträglich ist. Also schlossen sie einen Kompromiß, indem keine der beiden Städte zur Hauptstadt erklärt wurde, sondern eine neue, zu gründende Stadt, genau in der Mitte von beiden. So entstand 1846 Managua, am Managua-See.

Ein Land mit einer Hauptstadt zwischen zwei aktiven Vulkanen, im Südosten der ständig starke Schwefeldämpfe ausstoßende Santiago, und im Westen der 1700 Meter hohe Momotombo (was der Zuckerhut für Rio ist, das ist der Momotombo für Zentralamerika). Sein Sohn erhebt sich lediglich als kleiner Regler aus dem Managua-See, jedoch steht der Momotombito seinem Vater als malerischer Punkt in der Umgebung Managuas nichts nach.

Ein Land, dessen Hauptstadt — wenn auch indirekt — von Deutschen zerstört wurde (wer sollte es auch anders gewesen sein?!). In den zwanziger Jahren fragte man sich, was man gegen die alles zerstörenden Schwefelwolken des Santiagos machen könnte, die der Vulkan ausstößt und die von der Feuchtigkeit der Luft nach dem Austritt aus dem Krater gleich auf die in Lee liegenden Weiden und Kaffeefincas gedrückt werden. Als Resultat besagter Überlegungen (alles hierzulande braucht seine Zeit) kam man 1928 auf die Idee, eine Ausschreibung zu machen mit dem Ziel der Schließung des Kraters. Diese wurde von drei Ingenieuren gewonnen, die dann 1929 in den Krater stiegen, Sprenglöcher bohrten und zusprenkten. Einer erstickte bereits im Krater, der zweite Ingenieur bekam bei den Arbeiten einen Nervenzusammenbruch, während der dritte nach erfolgter Schließung des Kraters seinen Anspruch auf die ausgeschriebene Summe bei der Regierung geltend machte. Die ursprünglich zugesagte Summe war aber unerschwinglich, da man sich sagte, das schafft ja doch keiner. Nun, die Verhandlungen hierüber zogen sich — wie hierzulande bei Finanzfragen üblich — über Jahre hin. Wenn sich der arme Mann auch noch solange hintrösten ließ, so doch nicht der Vulkan! Kein Vulkan hat es anscheinend gern, wenn man seinen Krater schließt. So platzte also 1931 dem Santiago im wahrsten Sinne des Wortes der Krage. Managua war hin, und der arme Deutsche wurde dafür ins Rittchen gesteckt.

Ein Land, in dessen Hauptstadt eine Durchschnittstemperatur von 30 Grad Celsius herrscht, bei einer Luftfeuchtigkeit von 90 bis 98 Prozent! Das Thermometer geht morgens bestenfalls um 2 bis 3 Grad runter. Fällt es aber mal sogar 5 Grad, dann steht man klappernd auf und sucht sich 'ne Wolldecke! Es ist daher besser, sich erst gar kein Thermometer anzusehen, denn schon beim Anblick und Ablesen der Temperaturen schwitzt man durch Suggestion. (Man erinnert sich an schöne Zeiten, da man bei 25 Grad um 10.00 Uhr Sitzfrei bekam!) Hier flimmert die Luft in den Straßen, die Häuserwände strahlen noch nachts wie Backöfen, und die Straßen werden erst nach einigen

Minuten Regen naß. Bis dahin verdunstet evtl. Regen sofort, wenn er aufs Pflaster kommt, und bildet über dem Boden Wasserdampffschwaden (unangenehm beim Autofahren).

Ein Land, in dem General Somoza 19 Jahre (bis 1956, jetzt ist sein ältester Sohn an der Reihe) am Ruder war und mit seiner Guardia für Ordnung sorgte. Kommt einer auf die dumme Idee und will mal einen der zackigen Polizisten im Verkehrsgewühl, die mit einer Trillerpfeife jeden Verkehrsteilnehmer versuchen über eine Kreuzung zu manövrieren, zu fotografieren, muß er sich nicht wundern, wenn er plötzlich verhaftet wird und sich im Rittchen wiederfindet. Das Fotografieren von militärischen Personen oder Anlagen ist verboten (das muß einem dummen Menschen doch mal gesagt werden)!

Ein Land, in dem man abends nur auf den Fahrstraßen durch die Städte gehen kann, denn auf den Bürgersteigen sitzen die jeweiligen Hausbewohner in Schaukelstühlen. Diese Bewegung schafft eine gewisse Kühle und ist nicht so anstrengend wie der erforderliche Kraftaufwand für das ständige Bewegen eines Fächers. Wie gesagt, das Leben spielt sich abends vor den Häusern ab, wodurch natürlich auch niemandem etwas verborgen bleibt. — Aber auch sonst lebt man mehr oder weniger im Freien, denn in den Wohnungen wird die ersehnte Kühle durch Zug erzeugt. Es gibt kaum Glasfenster, sondern in den Rahmen ist Fliegendraht, wenn überhaupt. Die somit zwangsläufig luftigen Wohnungen lassen einen zwar nicht die Augen tränen bei geselligem Beisammensein durch starken Tabakrauch, dafür lassen sie einem aber wirklich unfreiwillig Zeuge des mehr oder weniger interessanten Familienlebens des Nachbarn werden.

Ein Land, in dem man während der Dunkelheit erst merkt, wo Erdarbeiten (Rabel- oder Wasserrohrverlegungen) im Gange sind, wenn man mit dem Wagen auf der Straße oder als Fußgänger auf dem Bürgersteig in der Grube drin liegt; denn Holzlatten drum rum oder rote Warnlichter wären nur von kurzer Lebensdauer auf den vorgesehenen Baustellen; die werden in kürzester Zeit nutzbringenderen, privaten Zwecken zugeführt.

Ein Land, in dem außerhalb des Stadtstromnetzes nur der elektrisch Licht hat, der sich im Garten oder Patio aus einem ausgeschlachteten Lastkraftwagen einen Diesel aufstellt. Die übrigen Anwohner müssen entweder solch einen begüterten Nachbarn um Stromabgabe bitten oder sich mit Petroleum, Öl, Kerosin usw. helfen. Der Rest geht eben irgendwohin zu Besuch, wo Licht ist, oder mit den Hühner schlafen (zeitlich sowohl als auch wörtlich).

Ein Land, in dem man wohl auf einer Terrasse unter einem Moskitonez schlafen kann, aber häufig von dem Gestank der in der Umgebung brennenden Steppen wieder aufwacht und das über einem stehende Sternbild „Kreuz des Südens“ um Schlaf ansieht, denn die täglichen Temperatürchen nehmen einen ganz schön mit. (Wenn das „Kreuz des Südens“ nicht den ersehnten Schlaf bringt, dann Whisky.)

Ein Land für Anspruchslose oder Gemütsakrobaten. Denn wer etwa im Rizeln verwöhnt ist, wird nachts unangenehm geweckt durch die Feststellung, daß sich Kakerlaken — bis zu Zwetschengröße — unter den Pyjama gemogelt haben (die zerdrückt oder zertreten ungemein stinken). Man schläft hier bestenfalls mit einem Laken zugedeckt, das morgens zum Trocknen rausgehängt wird, denn Schweiß gibt üble Stockflecken.

Ein Land, in dem es neben Geschäft nur ein Unterhaltungsthema gibt: Baseball. Daß man evtl. politisiert, hat der Landesvater geschickt zu verhindern gewußt, denn er bzw. die Regierung finanziert mehr oder weniger offiziell eine Favoritenmannschaft, die „Cinco Estrellas“, während sich die Opposition natürlich nicht lumpen läßt und ebenfalls fingiert eine Mannschaft aufgestellt hat, die „Boer“. Wenn nun diese beiden Spitzenteams (mit ausländischen Spielern) im Stadion aufeinandertreffen, dann gleichen die Tribünen einem Herdkeßel. Coca-Cola darf dort nur in Pappbechern verkauft werden, Zuschauer werden beim Eintritt auf Waffen untersucht, die Sitze sind aus Beton. Wie gesagt, es spricht alles vom Baseball, was man jedoch in Wirklichkeit meint, bleibt jedem überlassen, und man gibt es am besten nicht denen der anderen Gruppen zu verstehen, wenn man in der Minderzahl ist.

Ein Land, in dem die offiziellen Fußball- oder Baseballspiele nachts bei Scheinwerferlicht stattfinden, denn tagsüber ist es zu heiß. Sollte doch mal ein Spiel am Nachmittag angefetzt werden, dann tragen die Spieler Strohhüte. Daß bei einem nächtlichen Spiel dann immer abwechselnd ein Stadtteil von der Stromversorgung abgeschlossen werden muß, da die Flutlichter so viel Strom brauchen, stört die Bewohner weniger. Höchstens, wenn im Eifer des Gefechts vergessen wird, die Stromversorgung der Stadt nachts wieder umzuschalten.

Ein Land mit einer Bevölkerung, die eigentlich gar keine stufenmäßige Entwicklung durchgemacht hat. Der barfüßige Indio ist gleich Pilot einer viermotorigen Maschine geworden. So lernen sie relativ schnell, mit den Rostinen der Technik und Zivilisation umzugehen, können sich bei kleineren Schäden improvisierend helfen, haben den jeweiligen Apparat aber bald so kaputt oder in der Leistung gemindert, daß er bestenfalls noch als Schrott verwertet werden kann. — Wie gesagt, improvisieren können die Leute, das ist einmalig, und sie wissen sich immer irgendwie bei einer Panne zu helfen. Aber so ist es eben im Lande, sie improvisieren ihr ganzes Leben (nach unserem Maßstab). Ein Lastkraftwagen stößt bei einem Schlaglöchlein mit dem Getriebe auf, bricht eine Schraube raus, so daß Öl raus läuft. Das merkt der Fahrer, als es bereits erschreckend knirscht hinten. Mit beneidenswerter Ruhe stellte er den Schaden fest, belächelte meine Bemerkung: Abschleppen lassen! Vielmehr pflückte er sich ein paar Bananen, stopfte damit das Getriebe voll und ab ging's wieder. Nach Wochen traf ich den Fahrer mit dem Lastkraftwagen wieder und fragte u. a., was die Reparatur und vor allem das Reinigen des Getriebes gekostet hätte. Mir fiel hörbar der Unterkiefer runter, als ich hörte, daß er erst vor einigen Tagen sich 'ne neue Schraube besorgt und das Getriebe abgedichtet hätte. So lange ist er mit der Bananenschmierung gefahren und hat auch nachher nicht das Getriebe gereinigt, sondern lediglich das Getriebe, so weit wie ihm möglich, wieder mit Öl gefüllt. So fährt er noch heute (wenn er nicht gestorben ist).

Ein Land mit großem landwirtschaftlichen Reichtum, obwohl noch gut die Hälfte unbewirtschaftet ist. Größtenteils an der Atlantikseite mit noch jungfräulichem Urwald. — Neben den für mich im Moment interessanten Exportprodukten Kaffee, Baumwolle und Holz, ist das Land noch Lieferant von beträchtlichen Mengen Schlacht- und Zuchtvieh, Zucker und — last not least — Gold. In San Antonio bei Corinto ist die größte Zuckerfabrik

Zentralamerikas, in der während der Saison (November bis Mai) etwa 2400 Tonn. Weißzucker pro Tag verarbeitet werden!

Ein Land, in dem man Trinkwasser kaufen muß. Wer das Geld sparen will, soll mal fünf Minuten das Leitungswasser durch einen Melitta-Kaffeefilter laufen lassen. Er zahlt hinterher freiwillig gern das Doppelte für Trinkwasser!

Ein Land, das man mit jeder nur möglichen Anvorengekommenheit betreten sollte, in dem man keine Vergleiche ziehen darf und alles so nehmen muß, wie es eben ist. Wenn man auch seinen Humor nicht verlieren darf, so muß man die Bevölkerung doch ernst nehmen, selbst wenn sie barfuß, aber mit Regenschirm einkaufen oder zur Arbeit geht, bzw. sechs oder mehr Stunden in den Kinos mit Klimaanlage sitzt, die wiederum am Tage mitunter verschiedene Filme zu den einzelnen Vorstellungen zeigen.

Ein Land, in dem man viel erreichen kann, wenn man den Leuten in jeder Hinsicht zu verstehen gibt, daß man sich als Gast in ihrem Lande wohl fühlt. Dann wird man als „macho“ (Europäer) den „gringos“ (Amerikanern), die im Lande die ganzen Preise verdorben und das Sagen haben, vorgezogen.

Ein tolles Land, in dem zwei mal zwei noch lange nicht vier ist!

Diese Geographiestunde hätte ich Euch ja gerne mit einigen anschaulichen und nicht weniger interessanten Lichtbildern illustriert, sofern Interesse vorhanden. Aber das können wir ja gegebenenfalls gern mal nachholen. Denn mancher kommt wohl schon mal nach New York oder Hongkong, nach Rio oder Kapstadt, aber wer wird schon nach Nicaragua verschlagen?

Wie froh bin ich, trotz all der hiesigen Unbill, daß ich vom Norddeutschen Lloyd mal die Chance bekommen habe, meine Nase in den Wind zu stecken. Dann merkt man erst, wie schön die Heimat ist, denn die Wirklichkeit der Tropen sieht etwas nüchterner aus, als diese Euch in den Kinos serviert werden!

Anschließend wünsche ich Euch alles erdenklich Gute, besonders zu den Feierlichkeiten im September im vertrauten Dahlem, und grüße alle, die sich meiner noch erinnern, nicht weniger natürlich alle übrigen Freunde des Urndt-Gymnasiums, recht, recht herzlich in alter Frische,

Euer Subertus D. Spindler.

## Dahlemer Kathederblüten

oder: Schola militans atque gaudens

Kathederblüten sind artverwandt mit den „Rednerblüten“, wie sie im Gedränge der parlamentarischen Diskussion entstehen, und mit den „Kasernenhofblüten“. Schon das gleiche Grundwort „Blüte“ weist auf ein Gemeinames hin. Was hier aufblüht, ist ein Wort- oder Satzgebilde. Es bricht urplötzlich in einer Moment-situation hervor und bringt sie zu einer geistigen Lösung, die aus Sinn oder Unsinn bestehen kann. Diese wirkt in beiden Fällen erheiternd, und das ist die einzige Frucht, die in solchen „Blüten“ zu liegen vermag. Sie verraten etwas von der Spielnatur, die auch zum Wesen des menschlichen Geistes gehört.

Die hier vorgetragenen Kathederblüten sind nur zum Teil auf dem Katheder selbst entstanden. Die anderen stammen aus seinem Gegenüber, dem Schüler, wurden aber nur möglich aus der Beziehung zum Platz des Lehrers. Wo Kathederblüten gedeihen, ist die pädagogische Atmosphäre von Behagen und Vertraulichkeit getragen, ist frei von Müffigkeit, und auch menschliche Schwächen geben sich gemächlich. Obwohl die Unterrichtsstunde des Fordernden und Militanten nie ganz entbehren kann, erscheint es hier entschärft und im Ernstcharakter gemildert, indem es vom feelischen Feuerwerk befreienden Lachens übersprüht wird.

Unsere Sammlung von „Blüten“ hat den Vorzug, wahr zu sein. Die Schüler selbst haben sie mit gespitzten Ohren vernommen und haben ihre Freude daran gehabt. Von ihnen sind sie in unserer Schülerzeitung „Der Querschnitt“, die seit 1952 besteht, veröffentlicht worden. Es ist schade, daß eine solche Quelle nicht für die ganzen 50 Jahre zur Verfügung steht. Aufschlussreiche Vergleiche hätten sich anstellen lassen, denn auch in den Kathederblüten spiegeln sich die Zeiten.

Aber von zeitloser Gültigkeit ist wohl das Primanergedicht „Meine Schulbank“. Es drückt die Künstlichkeit aus, die in der Einrichtung der Schule überhaupt für den jungen Menschen liegt. An ihr ändert sich nichts Wesentliches damit, daß die Schulbank durch Stuhl und Tisch abgelöst wird oder gar durch Klubstuhl oder Hängematte. Es bleibt eine gewagte, obwohl unvermeidliche Einrichtung, die heranwachsende Generation dreizehn Jahre lang und täglich viele Stunden bloß mit Wort und Zahl und Bild im Kreis des Denkens und Wissens herumzuführen. Man verarge so Behandelten den gelegentlichen Seitenprung ins Träumen nicht, weil ihnen Sehnsucht die Verlockung verspricht: „And ringsumher liegt schöne grüne Weide.“

So war es mehr oder weniger in den bisherigen fünfzig Jahren. Die jungen Arndter des nächsten halben Jahrhunderts werden sich wohl auch noch in dem Gedicht wiederfinden. Doch nun zur Sache.

Lehrer (beim Zurückgeben von Klassenarbeiten): „Sehen Sie sich an, wie das aussieht.“ (Man erblickt eine Heftseite mit vielen roten Korrekturen).

Schüler: So habe ich das aber nicht abgegeben!

Lehrer (zu einem unruhigen Schüler): „Mensch, Sie sind schon wieder mit dem Kopf hinten. — Ihr Kopf geht ja wie'n Klavierstuhl.“

#### Übersetzungsbüchlein:

Temporis causa	= wegen der Temperatur
Sole oriente	= nach Solons Tod
Du premier coup d'oeuil	= auf die erste Ohrfeige
Eh bien, vois-tu, mon Petit	= Gut siehst du aus, mein Lieber
On ne voit pas des chevaux à Paris	= man sieht keine Haare in Paris
Französische Nacherzählung: „Königin“ auf Englisch	»... et le diable dit: Oh mon Dieu!«
Lady Windermere with her sex	= Missis King
That's my husband's voice	= Lady Windermere mit ihren sechs = das ist die Stimme meines Herrn

Lehrer (während einer Diskussion im Unterricht): „So? Sie sind also nicht meiner Meinung? Dann können Sie nicht logisch denken! Doch wer hier nicht logisch denkt, kann Ostern nicht raus!“

Lehrer (zu einem Hauptkellner): „Für Sie wird's auch Zeit, daß Sie mal 'ne Träne über sich zerdrücken!“

Lehrer: „Morgen beende ich dann das 19. Jahrhundert und schreibe es Ihnen an die Tafel.“

Lehrer: „Ihr englischer Vuffan ähneln aber sehr dem Ihres Nebenmannes!“

Schüler: „Na, wir haben ja auch das gleiche Wörterbuch.“

Lehrer: „y geht doch gegen Unendlich.“

Schüler: „Ja, aber x geht auch gegen Unendlich!“

Lehrer: „Nein!“

Schüler: „Warum denn nicht?“

Lehrer: „Weil ich davon nicht rede!“

Lehrer: „Ein Säugling am Busen der deutschen Sprache drückt sich besser aus als Sie!“

Schüler aus dem Hintergrund: „Wieso denn, der hat doch den Mund voll!“

Lehrer schreibt an den Rand eines Englischheftes wegen der vielen Fehler: „Doll!“ Fragt der Schüler: „Meinen Sie das nun auf Deutsch oder auf Englisch?“

Lehrer: „Darf ich fragen, warum Sie Ihre Unterschrift nicht da haben?“

Schülerin: „Ja, ich habe meine Eltern gestern garnicht gesehen!“

Lehrer: Ja, hör'n Se mal, da müssen Se eben hingucken!“

Lehrer: Mensch, Sie reden zu viel!“

Schüler vorwurfsvoll: „Wieso, ich habe doch gerade erst angefangen!“

Lehrer: Was bedeuten die Siege Karl Martells bei Tours und Poitiers für uns?“

Schüler: „Wir sind heute keine Mohammedaner.“

Lehrer: „Schön. Und was noch?“

Schüler: „Wir brauchen uns nicht, wie die Mohammedaner, dreimal täglich zu waschen!“

Lehrer (streicht sich übers Haupt und kommt auf Stirnfalten zu sprechen): „Ja, manche haben auch nur eine Falte, das nennt man dann einfältig.“

Lehrer: „Na, Dummheit ist zwar auch 'ne Gabe Gottes, aber mit der muß man sparsam umgehen!“

Lehrer: „Wenn Sie mir das als Erzeugnis Ihres geistigen Sputnikfluges anbieten, kann ich nur sagen: Da ist keine Laika, sondern der Wurm drin.“

Aus dem Physikunterricht: „Welche Möglichkeit besteht, eine Kraft zu zerlegen?“ — Stimme eines gelangweilten Schülers: „Nimm doch'n Beil!“

Lehrer: „Bei Ihnen predige ich ja noch nicht mal mit dem Erfolg, wie weiland St. Franziskus den Vögeln und den Fischen; — denn sie sollen es der Legende nach ja verstanden haben!“